



*Version 25. 03. 2017 (1. Version 15. 9. 2012)*

*Lutz Danneberg*

## Zwischen Asche und Fußabdruck

Zu den Konzepten der Spur im Vergleich mit denen der Quelle und des Einflusses sowie zum Spurenlesen als einem grundlegenden Konzept der Beschreibung wissenschaftlichen Arbeitens

*Nec tu divinam Aeneida tempta,  
Sed longe seuere et verstigia sepor adora.*<sup>1</sup>

*te sequor, o Graiae gentis decus, inque tuis nunc  
ficta pedum pono pressis vestigia signis*<sup>2</sup>

*hunc igitur contra mittam contendere causam,/*  
*qui capite ipse sua in statuit vestigia sese.*<sup>3</sup>

*Non esse hoc uidelicet temporis, sed substitutionis initium.*  
*Sicut enim, inquiunt, si pes ex aeternitate semper fuisse in puluere,*  
*semper ei subesset uestigium, quod tamen uestigium calcante factum nemo*  
*dubitaret, nec alterum altero prius esset, quamuis alterum ab altero factum esset.*<sup>4</sup>

*Neque enim hoc siverit Deus, ut phantasiae  
nostrae somnium pro exemplari mundi edamus;  
sed potis benigne faveat, ut apocalpsim ac  
veram visionem vestigiorum et sigillorum  
creatoris super creaturas scribamus.*<sup>5</sup>

*in mari via tua et semitae tuae in aquis multis et vestigia tua non cognoscentur*<sup>6</sup>

*Ich setzte/  
den Fuß in die Luft,  
und sie trug.*<sup>7</sup>

<sup>1</sup> *Stat. Theb.* XII, 816-817: Miß dich nicht mit der göttlichen Aeneis, sondern folge ihr in weitem Abstand und bete nur immer ihre Fußspuren an.

<sup>2</sup> Lukrez, *De rerum natura* III. Die Seele. Übersetzung Hermann Diels: *Dir, o Zier des hellenischen Volkes, dir folg ich und setze / fest den Fuss in die Spuren, die du in den Boden gebrückt hast.* - Zur Fußspur (≠*cnōj*) bei Plotins vgl. Georges Leroux, *La trace et les signes, aspects de la semiotique de Plotin.* In: Marie-Odile Goulet-Cazé (Hg.), *Sof...hj mai»torej.* Chercheurs de sagesse hommage a Jean Pépin. Paris 1992, S. 245-61

<sup>3</sup> Lukrez, *De rerum natura*, IV, 471/72: – also: „Gegen den also geb auf ich, die Sache zu führen,/ der mit dem Kopfe sich selbst gestellt in die eigene Fußspur“ Übersetzung Karl Büchner.

<sup>4</sup> Augustinus, *De civitate Die*, lib. X, cal. 31: „es handel sich hier nicht um einen zeitlichen, sondern ursächlichen Anfang. ‚Es ist so‘, dagen sie [scil. Platoniker] wie wenn ein Fuß von Ewigkeit her stets im Staube gestanden und untersich gleichfalls immer eine Fußspur gehabt hätte. Niemand würde bezeifeln, daß diese Spur von dem tretnden Fuß verursacht wäre, und doch wäre das eine nicht vor dem anderen gewsen, wohl aber das eine vom anderen bewirkt.“ Übersetzung – Augustinus, *Vom Gottesstaat* Buch 1 bis 10. Aus dem Lateinischen übertragen von Wilhelm Thimme. München 1985, S. 531.

<sup>5</sup> Bacon, *Instauratio Magna.* In: Works I, S. 145.

<sup>6</sup> Psalm 76, 20

Der ›Spuren-Diskurs‹ ist überaus komplex geworden. Längst dominieren nicht mehr die direkten Bezugnahmen auf die philosophischen Initiatoren der neueren Diskussion wie Levinas und Derrida. In einem ersten Schritt will ich im Folgenden versuchen herauszufinden, worin das Faszinosum des Spur-Konzepts zu liegen scheint. Hierzu dient die Konfrontation mit der Ursache-Wirkungs-Relation (I). Wenn auch nicht immer explizit, so wird nicht selten die ›Spur‹, wenn man etwas über ihr Zustandekommen sagt, als kausal bewirkt aufgefasst; vor allem legen die paradigmatischen, für die Intuition zentralen Beispiele derartiges nahe. Dabei wird sich zeigen, dass vieles von dem, was als Vorzüge des Spur-Konzepts angesehen wird, im Blick auf die Einfluss-, Quelle- oder Kausal-Relation keine Vorzüge sind und die Spur-Relation selbst in dieser Hinsicht nichts Innovatives angesichts der philosophischen Tradition bietet. Anders sieht es aus, wenn man die verschiedenen Deutungen der Kausal-Relation hinzunimmt. Hier finden sich einige Philosopheme, die gerade durch das Propagieren des Spur-Konzepts explizit oder implizit kritisiert und verabschiedet werden. Freilich wurden solche Deutungen spätestens seit dem Ende des 18. Jahrhunderts strittig.<sup>8</sup> Gleichwohl bestärkt dies die Vermutung, dass es den gegenwärtigen Vertretern des Spurkonzepts nicht so sehr um die

---

<sup>7</sup> Motto von Hilde Domins Gedichtband *Nur eine Rose als Stütze*.

<sup>8</sup> Für die vorliegenden Darlegungen wenig zielführend sind die gebotenen Ausschnitte aus der philosophischen Diskussion in Hans-Jürgen Gawoll, *Spur: Gedächtnis und Andersheit*. Teil I: Geschichte des Aufbewahrens. In: *Archiv für Begriffsgeschichte* 30 (1986/87), S. 44-69, Id., *Spur: Gedächtnis und Andersheit*. Teil II: Das Sein und die Differenzen – Heidegger, Levinas und Derrida. In: *Archiv für Begriffsgeschichte* 32 (1989), S. 269-296. – Zugleich kann ich auf Vieles aus der Geschichte des Sprachgebrauchs nicht eingehen. So wurde für *Typus* geraume Zeit der deutsche Ausdruck *Schlag* gebräuchlich. Seine Erklärung findet das in der Vermutung, dass *tύποι* etymologisch im Zusammenhang steht mit *tύπτειν*, und die Grundbedeutung wohl ‚Schlagen, Schlag‘ ist. Es wird dann für das Ergebnis des ‚Schlagens‘ genommen; als ‚Fußspur‘, als Prägung (Prägen); wenn der beim ‚Abdruck‘ erzeugte Gegenstand sowohl konvex und der Abdruck konkav als auch umgekehrt sein kann, dann kann *Typos* auch ‚Relief‘ bedeuten. *Typos* kann zudem die gegensätzliche Bedeutung von ‚Abbild‘ und ‚Urbild‘ haben. Zahlreiche kritische Hinweise zu dieser Etymologie finden sich bei Albrecht von Blumenthal, *TUPOS und PARADEIGMA*. In: *Hermes* 63 (1928), S. 391-414

*Spur-Relation* selbst geht, sondern um das *Spur-Konzept* als ein Gegenkonzept für einen in bestimmter Weise konzeptionalisierten Bereich; dieser Bereich ist – vereinfacht gesagt – der der Interpretation, der Bedeutungszuweisung sowie der des intentionalen Handelns.

Ich gehe dann auf ein Beispiel für die immer wieder anzutreffende inkonsequente, sprich asymmetrische Verwendung des Spur-Konzepts ein, die sich darin ausdrückt, zur Begründung der eigenen Aussagen über das Spurkonzept das disziplinäre Wissen über Spuren ungleich zu behandeln: in diesem Fall handelt es sich um Fragmente der neurowissenschaftlichen Gedächtnisforschung (III). Gerahmt wird dieses Beispiel durch zwei andere Beispiele. Es sind Verwendungen des Spur-Konzepts als Grundbegriff, mit dessen Hilfe man versucht, das angemessener zu beschreiben, was sich im Besonderen in der molekularbiologischen Experimentalkultur und überhaupt beim (naturwissenschaftlichen) Experimentieren abspielt (II). Beim dritten Beispiel lebt nun – ein wenig zugespitzt – eine erneute Trennung zwischen den Naturwissenschaften und den Geisteswissenschaften wieder auf, nämlich zwischen einem *Textlesen* und einem *Spurenlesen* (IV). Nicht werde ich mich erdreisten, die Molekularbiologen besser zu verstehen, als diese sich selbst verstehen, wenn sie ihre eigene Praxis beschreiben – wenn man Selbstbeschreibungen von Mathematikern etwa des 19. Jahrhunderts betrachtet, dann könnte man auf den Gedanken kommen, dass sie nicht wissen, was sie tun, auch wenn wir nicht sagen können, was sie getan haben (V) – wie dem auch sei: Ich werde zu zeigen versuchen, dass die als Textlesen exkludierte philologische Tätigkeit sich weitgehend ähnlich wie das so propagierte Spurenlesen beschreiben ließe; dies könnte dann unter Umständen *gegen* eine solche Beschreibung sprechen, insofern sie zu allgemeine Züge erfasst, die man aufgrund von Unkenntnis der Nachbarn für spezifisch hält. Zudem liegt die Pointe darin, dass die philologischen Tätigkeiten sogar eher als noch komplexer als die Arbeit in der molekularbiologischen Experimentalkultur erscheinen könnten. Ich werde daran anschließend sogar noch eine Erklärung dafür andeuten, weshalb das nicht ›ins Auge‹ sticht; denn das exkludierte Textdeuten orientiert sich an den postmodernen Selbstbeschreibungen oder den Fragmenten ihrer Praxis des Textumgangs und gerade nicht am Selbstbild und den Fragmenten einer Praxis der traditionellen Philologie mit ihrem Edieren und Interpretieren, wie es sich im 19. Jahrhundert ausgebildet hat und in den glücklicheren Momenten des 20.

Jahrhunderts noch lebendig geblieben ist. Schließlich werde ich zu zeigen versuchen, dass unter dieser Beschreibung wider Erwarten das philologische Interpretieren wissenschaftlich einen (epistemisch) vorteilhafteren Status besitzt als das Spurenerzeugen und Spurenlesen in den Beschreibungen von molekularbiologischen Experimentalszenarien.

Um dieses Programm auch nur annähernd bewältigen zu können, bleibt die Darstellung essayistisch und thetisch; Begründungen werden kaum angedeutet, Nachweise nur sparsam eingesetzt.

## I

Zunächst zum neueren Gebrauch des Spur-Konzepts. Häufig wird dieser Ausdruck gebraucht, ohne dass klar wäre, wie seine nähere Bestimmung aussehen könnte; denn oft ist sein Gebrauch in dem Sinn abgrenzend gerichtet, dass allein deutlich wird, was man unter Spur *nicht* verstanden wissen will. Mitunter beschränkt man sich auf das, was sich zu diesem Ausdruck an Andeutungen bei Derrida findet, aber immer häufiger erfolgt eine Ausweitung durch Rückgriffe auf andere ›Quellen‹ – wie etwa auf Peirces komplexes Zeichenkonzept, was allein schon dadurch gerechtfertigt erscheint, da Derrida selbst an einer wichtigen Stelle darauf zurückgreift.<sup>9</sup> Dabei ist es kein nennenswertes Problem, dass sich Derrida auf jemanden beruft, der nicht nur ein strenger Realist war, sondern dessen Realismus selbst vor abstrakten Entitäten nicht halt gemacht hat.<sup>10</sup> So lange ist das kein Problem, wie man die Ansicht teilt, bestimmte Elemente lassen sich aus der Zeichenkonzeption Peirces herausbrechen,

---

<sup>9</sup> Von den Untersuchungen zu verschiedenen Aspekten dieser Bezugnahme sei nur Jeffrey Barnouw, Peirce and Derrida: ›Natural Signs‹ Empiricism versus ›Original Trace‹ Deconstruction. In: Poetics Today 7 (1986), S. 73-94, genannt.

<sup>10</sup> Vgl. z.B. Charles Sanders Peirce, Collected Papers, Harvard UP 1974 (CP 5.173): »Man has a certain insight [...] into the Thirdness, the general elements of nature [...]. This faculty is of the general nature of Instinct resembling the instincts of the animals in its so far surpassing general powers of our reason and for its directing us as if we were in possession of facts that are entirely beyond the reaches of our senses. It resembles instinct too in its small liability to error; for though it goes wrong oftener than right, yet the relative frequency with which it is right is on the whole the most wonderful thing in our constitution.« Vgl. auch Susan Haack, Extreme Scholastic Realism: Its Relevance to Philosophy Today. In: Transactions of the Charles S. Peirce Society 28 (1992), S. 19-50.

ohne etwas vom einhüllenden Ganzen zu transportieren. Bedenklicher erscheint, weshalb überhaupt eine Gedankenspur als Entlehnung markiert wird, von der man ja nicht sagen kann, dass es der Gedanke von Peirce ist<sup>11</sup> – was auch nicht wichtig wäre; intendiert oder nicht, kann die Aufnahme einer als fremd markierten Spur in einen Text andere Effekte erzeugen als das Gleiche ausgedrückt in unmarkierter eigener Spur; einer dieser Effekte könnte die Autorisierung des vermeintlich entlehnten, doch letztlich eigenen Gedankens sein.<sup>12</sup> Aber um das zu analysieren, braucht man nicht die Spur-Relation und schon gar nicht das in eine bestimmte Metaphysik eingehüllte Spur-Konzept.

Ich komme zum Vergleich des Spurkonzepts mit Relationen der Wirkung, der Quelle und des Einflusses. Wie das Konzept der Wirkung ist das Konzept der Quelle relational. Nichts ist gleichsam *per se* eine Quelle, und alles *kann* eine Quelle sein. Es handelt sich mindestens um eine dreistellige Relation: *a* ist die Quelle *Q* für *b* im Hinblick auf *c*. Mitunter wird dieser relationale Charakter so ausgedrückt, dass *a* etwa eine Quelle erst dadurch wird, dass es als solche interpretiert wird; ebenso beim Spur-Konzept. Obgleich diese Mehrstelligkeit für das Spurkonzept richtig ist, wird durch die Rede von Spuren das Verstehens- und Interpretationskonzept entdifferenziert, so dass: *›etwas als Spur deuten‹*, *›die Spur als etwas deuten‹*, *›dann die Spur plus Bedeutung als etwas deuten‹* zu einer ununterscheidbaren amorphen Masse wird. Eine Anekdote, die Vitruv berichtet, macht einen Punkt deutlich: Es geht nicht darum in einer unbekanntem Gegend menschliche Spuren wahrzunehmen, sondern darum, sie als Anzeichen für eine in bestimmter Weise kultivierte Bewohnerschaft zu deuten.<sup>13</sup> Die ‚Spur‘ wird hier nicht allein als ‚Fährte‘, als ‚hinterlassenes Zeichen‘ aufgefasst, sondern aus

---

<sup>11</sup> Ein anderes Beispiel wäre Derridas Rückgriff auf Freud, vgl. Derrida, *L'écriture et la différence*. Paris 1967, u.a. S. 303.

<sup>12</sup> Vorbildlich analysiert im Blick auf die Verweise Derridas auf Giambattista Vico (1668-1744) von Jürgen Trabant, *Parlare Scrivendo* (dekonstruktive Bemerkungen zu Derridas Vico-Lektüre). In: *Neue Romania*. Nr. 6. Berlin 1987, S. 123-146.

<sup>13</sup> *Virtuv*, 6 praef. 1: *Aristippus philosophus Socraticus, naufragio cum eiectus ad Rhodiensium litus animadvertisset geometrica schemata descripta, exclamavisse ad comites ita dicitur: ‚bene speremus! Hominum enim vestigial video.‘* Die gleiche Anekdote, allerdings ohne Namensnennen, bei Cicero, *De re publica*, 1, 29.

der Spur lässt auf etwas schließen, das nicht-intentional ist, aber ein Schließen auf Eigenschaften des Spurengabers ermöglicht.

Bei der Quelle-Relation lassen sich zwei *Grundformen* unterscheiden: zum einen ist die Quelle ein Beschreibungskonzept der Gegebenheiten eines *Entstehens* als Anfang, Ursprung, als *principium reale*, und zum anderen ein Konzept des *Erkennens* (*principium cognoscendi*), als Ausgangspunkt der Kenntnis von etwas. Man sieht, dass dies auch auf das *Spur-Konzept* zutrifft: Die Spur ist das Gegebene, der erneuten Spurenerzeugung vorgängig; aber die Spur ist auch das, woraus auf anderes geschlossen wird. Es kommt zu Kaskaden von Differenzierungsmöglichkeiten sowie zu Alternativen, die Abzweigungen im Differenzierungspfad erzeugen – an anderer Stelle habe ich dies für das Quelle- und Einfluss-Konzept unternommen.<sup>14</sup> Welche Abzweigung man wählt, hängt von philosophischen, respektive ontologischen Annahmen zu dem ab, was man als Gegebenes ansieht. Kurzum: Alles das, was bei der *Spur-Relation* unterschieden wird, lässt sich auch ohne die *Spur-Relation* allein mit Hilfe der *Wirkungs-Relation* oder *Quellen-Relation* beschreiben. Ich möchte knappe erläuternde Darlegungen hinzufügen.

Fraglos handelt es sich bei ›Spur‹ um einen relationalen Ausdruck, der zumindest zweistellig ist, aber vermutlich sich nur angemessen charakterisieren lässt, wenn man ihn als dreistellig auffasst. Zunächst zur *Intentionalität* (A): Spuren kann man setzen, aber man kann auch Spuren unbeabsichtigt hinterlassen. Mitunter erfährt das *Spur-Konzept* eine Deutung hinsichtlich der Wirkungen, die unmotiviert sind, verbunden unter Umständen mit der metaphysischen Annahme, es gebe *nur* solche Spuren, oder mit der Relevanzannahme, allein solche Spuren brächten etwas zum Ausdruck, das aufschlussreich oder dergleichen ist. Für solche Relevanzannahmen lässt sich in verschiedener Weise, wenn man so will: lokalisiert im Blick auf einen gegebenen Untersuchungsbereich und bei einem gegebenen Untersuchungsziel, argumentieren; oft allerdings wird solches aus allgemeinen Annahmen des *Spur-Konzepts* nur gefolgert. Dahinter steht oftmals, mitunter nicht direkt ausgesprochen, sondern nur ausgedrückt, die Vorstellung des ›Bewussten‹ als Epiphänom des ›Unbewussten‹.

---

<sup>14</sup> Vgl. L. Danneberg, [Art.] Einfluß. In: Klaus Weimar et al. (Hg.), Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft. Bd. I. Berlin/New York 1997, S. 424-428.



Das Kennzeichnende, freilich nicht allein von Spuren, ist ihre *Sichtbarkeit* (B), zumindest zu einem bestimmten Zeitpunkt oder in einem Zeitraum. Das, wovon eine Spur kündigt, kann ebenfalls sichtbar sein, aber zumindest nicht dann, wenn man es aus Spuren erschließen will; das ist der Aspekt der fehlenden Präsenz. Die Spur hat einen Anfang in der Zeit; das, wovon es eine Spur ist, muss es nicht auch haben. Von der situativen Sichtbarkeit ist die Präsenz zu unterscheiden; das, wovon eine Spur eine Spur ist, kann anwesend sein, ist aber nicht sichtbar – sei es in der Theologie oder in der Physik. Wichtig ist allein, dass das Formulierungen ausschließt wie die, etwas sei die Spur seiner selbst; zumindest nach dem gängigen Sprachgebrauch ist eine solche Formulierung auszuschließen, auch wenn sich hinter ihr der tiefgründigste Tiefsinn verbergen mag, der sich nicht anders ausdrücken lasse, also: von dem man nicht anders eine Spur in dieser Welt setzen kann, die von dem Abwesenden kündigt, es aber nicht selber ist. Das freilich lässt sich nicht als Selbstbezüglichkeit rekonstruieren, sondern die Spur-Relation als Ganze – *nicht* ein Teil der Spur-Relation – exemplifiziert in diesem Fall als Spur das, was nicht nur abwesend ist, sondern was nie anwesend gewesen ist – und zwar jenseits von Theologie und Physik.

Abgesehen von dieser Art des exemplifizierenden Zusammenhangs zwischen Spur und dem, wovon es eine Spur ist, lässt sich der Zusammenhang minimal so charakterisieren, dass man etwas so behandelt, dass man in irgendeiner Weise *auf das schließt, von dem es eine Spur ist* (C), und das muss dann immer ein konkreteres Schließen sein, als es der folgende Schluss ist: Es gibt ein Etwas, das die Spur hinterlassen hat. Das erklärt zusätzlich, weshalb es keinen Sinn zu machen scheint, von der Spur als Spur seiner selbst zu sprechen; denn dann bedarf es keines Schließens. All dies samt der sich einstellenden Schwierigkeiten ist früher ausgiebig bei der Ursache-Wirkungs-Relation erörtert worden.

Freilich scheint es auch den Fall zu geben, in dem etwas eine Spur von etwas ist, aber dieser Umstand als solcher keine Veränderung hinsichtlich des Sichtbarkeitscharakters der Spur besitzt. *A* ist die Spur von etwas, und nicht *B*, obwohl *A* und *B* alle als relevant erachteten *sichtbaren* Eigenschaften gemeinsam besitzen. Die Beispiele hierfür sind Legion: angefangen mit dem Wein und Brot als dem Leib und dem Blut des Herrn bei Transsubstantiation oder Realpräsenz; aber auch Arthur Dantos Theorie dazu, was ein materiales Objekt zu einem



Kunstwerk macht, liefert ein Beispiel, wobei die Entstehungsgeschichte eine wesentliche Rolle spielt, die sich weder aus den sichtbaren Eigenschaften des Werks noch aus dessen raum-zeitlicher Lokalisierung erschließen lässt. Materiale Objekte können Eigenschaften besitzen, die relational in dem Sinn sind, dass sie zur Spur gehören, aber nur durch einen Kontext gestiftet werden und erkennbar sind. Das philosophische Spur-Konzept neigt oft dazu, solche Eigenschaften zu ignorieren oder gar zu leugnen. Ein weiteres Beispiel bildet eine kontextsensitive Semantik,<sup>15</sup> nach der zwei buchstaben- und wortgleiche Texte zwei verschiedene Bedeutungen präsentieren können.<sup>16</sup>

In uralter Sprache: Die Substanz kann sich ändern bei gleichbleibenden Akzidenzien. Die Folgen können immens sein: in dem einen Fall zerstört man nur ein Urinal, in dem anderen ein Kunstwerk; in dem einen tritt man nur auf ein Stück Brot, in dem anderen schändet man eine Hostie.

Ich würde daher vorschlagen, diese Beziehungen nicht als Spurbeziehungen zu bezeichnen, denn hier findet kein Erschließen statt oder aber ein Erschließen, das nicht wesentlich auf Informationen im Blick auf Eigenschaften der Spur beruht, sondern auf anderen, externen

---

<sup>15</sup> Vgl. a. A. Stokke, Intention-sensitive semantics. In: *Synthese* 175 (2010), S. 383-404

<sup>16</sup> Das in der theoretischen Diskussion immer wieder angeführte Beispiel ist die Imagination in *Pierre Menard, autor del Quijote* von Juan Luis Borges, vgl. Danneberg, Philosophische und methodische Hermeneutik. In: *Philosophia Naturalis* 32 (1995), S. 249-269 (dort auch Hinweise auf weitere Behandlungen dieses Beispiels), sowie Id., Beschreibungen in den textinterpretierenden Wissenschaften. In: Rüdiger Inhetveen und Rudolf Kötter (Hg.), *Betrachten - Beobachten - Beschreiben. Beschreibungen in Kultur- und Naturwissenschaften*. München 1996, S. 193-224, insb. S. 208ff. Zur Aufnahme dieses Beispiels in der Literatur zur Intentionalismus-Diskussion auch Robert Stecker, Apparent, Implied, and Postulated Authors. In: *Philosophy and Literature* 11 (1987), S. 258-271, als Beleg auch bei Robert Howell, Ontology and the Nature of the Literary Work. In: *The Journal of Aesthetics and Art Criticism* 60 (2002), S. 67-79, D. 69, genutzt. Zu anderen Aspekten Georgina Dopico Black, Pierre Menard, traductor del Quijote; or Echo' Echoes. In: *Cervantes: Bulletin of the Cervantes Society of America* 31 (2011), S. 17-49, Simon Fokt, Constructive Thoughts on Pierre Menard. In: *Philosophy and Literature* 35 (2011), S. 338-347, vor allem mit Hinweisen auf weitere Verwendungen des Beispiels. Nur angemerkt sei, dass das Problem in bestimmter Hinsicht bereits in einem nichtliterarischen Text Diderots formuliert wurde, vgl. Id., *Salon de 1767*. In: Id., *Oeuvres complètes*. Tome XI. Hg. von J. Assézat (et Maurice Tournoux). Paris 1876, S.1-382, hier, S.135, und ein übereinstimmendes ist – offenbar weder in Kenntnis der Imagination von Diderot noch von Borges – in einem philosophischen Beitrag imaginiert worden, nämlich in Ruby L. Meager, The Uniqueness of a Work of Art. In: *Proceedings of the Aristotelian Society* 59 (1958/59), S. 49-70, hier S. 57.

Informationen. Dennoch können Kunstwerke, Brot, Wein und Texte selbstverständlich *auch* Spuren sein. Daran wird ebenfalls deutlich, warum die Spurbeziehung zumindest als dreistellig aufzufassen ist – allerdings unter der Voraussetzung, dass man die Spur-Relation so zu konstruieren oder zu rekonstruieren versucht, dass die Verwendung des Konzepts mit divergierenden philosophischen Annahmen vereinbar ist und nicht bestimmte vorab ausschließt, die Explikation mithin eine Adäquatheitsanforderung der Neutralität erfüllt.<sup>17</sup>

(D) Man könnte das Kernstück des Spur-Konzepts in zwei Antworten sehen: *Erstens* in der Antwort auf die Frage, weshalb es bezogen auf eine (gegebene) epistemische Situation berechtigt ist, etwas als eine Spur in dem Sinn aufzufassen, dass man daraus – in welcher auch immer tentativen Weise – auf etwas anderes schließen kann. Ist diese Frage beantwortet, so stellt sich *zweitens* die Frage, wie in einer gegebenen epistemischen Situation ein solches konkretes Erschließen als gerechtfertigt erscheint oder sich rechtfertigen lässt. Hinsichtlich der Antwort auf diese beiden Fragen ergibt sich die größte Differenzierung im Rahmen einer Explikation des Spur-Konzepts. Hier gibt es zum einen solche Konzepte, die miteinander vergleichbar sind und die sich auf einer Dimension nach unterschiedlichen weiteren Eigenschaften ordnen lassen; aber aufgrund divergenter philosophischer Annahmen gibt es zum anderen auch solche Konzepte, die nicht nur unterschiedlicher Art sind, sondern auch als unvergleichbar erscheinen. Das, wenn man so will, postmoderne Spur-Konzept ist an beiden Fragen nicht interessiert, wenn es nicht gar die Suche nach Antworten für sinnlos hält, und das gilt selbst für Versuche, epistemische Situationen mit Antworten auf diese Fragen hypothetisch-konstruktiv zu gestalten. Das folgt selbstverständlich nicht aus der Spur-Relation und seiner Explikation, sondern aufgrund massiver metaphysischer Annahmen hinsichtlich dessen, was es gibt und was nicht sowie was in bestimmter Weise erkennbar ist oder nicht, also aus dem Spur-Konzept.

Ich komme nun zu dem angekündigten Aspekt der Differenz zwischen Spurkonzept und der Kausal-Relation. Sie liegt, wie sich vermuten lässt, in bestimmten, beim Spur-Konzept

---

<sup>17</sup> Zum Explikationskonzept L. Danneberg, *Zwischen Innovation und Tradition: Begriffsbildung und –entwicklung als Explikation*. In: Christian Wagenknecht (Hg.), *Zur Terminologie der Literaturwissenschaft*. Stuttgart 1989, S. 50-68.

nicht mehr geteilten Philosophemen zur Kausalrelation, also – im Rahmen meines Analysemodells gesprochen – darin, dass bestimmte Abzweigungen bei der Bestimmung der Spur *von vornherein* verschlossen sind. In philosophiehistorisch sehr verkürzter Form: Obwohl Ursachen und ihre Wirkungen weder gleichartig noch ebenbürtig sind und nicht einmal *in eodem genere* übereinkommen müssen, stellt bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts die Ähnlichkeit von Ursache und Wirkung (*causatum causae simile*) einen der wichtigsten Grundsätze der Kausalauffassung dar,<sup>18</sup> etwa von Gott und seiner Schöpfung, von Künstler und Werk; es findet eine Vererbung von Eigenschaften des Verursachenden auf das Verursachte statt, ein *ordo transmittendi*: „Alle geschaffenen Dinge sind gewissermaßen Abbilder der Erstursache, Gottes also: denn das Tätige bringt ein Ähnliches hervor. Die Vollkommenheit des Abbilds: Die Vollkommenheit des Abbildes besteht aber darin, daß es sein Urbild durch Ähnlichkeit mit ihm darstellt: denn dazu wurde das Abbild geschaffen.“<sup>19</sup> Bei Leibniz heißt es, dass jede Wirkung ihre Ursache ‚ausdrücke‘.<sup>20</sup> Unter anderem findet sich das ausgedrückt in der  $\forall n \theta \rho \omega \pi \omicron j - \forall n \theta \rho \omega \pi \omicron v - g e n n ^ { \prime }$ -Formel – und vom Aquinaten zusammengefasst: „Sicut dicit Philosophus in II *De Generat.*, in generatione est quaedam circulatio. Quae tamen non redit in idem numero, sed ad specie: homo enim generat hominem, non Socrates Socratem.“<sup>21</sup> Eine fortwährende Erneuerung der Art durch die Fortpflanzung der Individuen. Diese Zirkulation hat zwei Eigenschaften, nämlich Gleichförmigkeit (Permanenz) und Regularität (Ausgerich-

---

<sup>18</sup> Hinweise, wenn auch ein wenig unsystematisch, bietet Philipp W. Rosemann, *Omne agens agit sibi Simile. A ›Repetition‹ of Scholastic Metaphysics*, Leuven 1996.

<sup>19</sup> Vgl. z.B. Thomas, *Summa contra gentiles* [1259-64], III, 19 (S. 67); auch Id., *De malo* [1266/67], I, 3: „Praeterea, effectus habet similitudinem in sua causa; quia omne agens agit sibi simile“, und: „Praeterea, ea quae sunt causatorum, substantialiter praeexistunt in causis.“

<sup>20</sup> Vgl. Leibniz, *Die philosophischen Schriften* IV, ed. Gerhardt, S. 453: „tout effect exprime se cause“. An anderer Stelle sagt er (ebd., VII, S.264): „[...] omnis effectus integer representat causam plenam, possum enim smper ex cognitione talis effectus devenire in cognitionem suae causae.“

<sup>21</sup> Thomas, *Scriptum super libros Sententiarum* [1252-56]. Ed. Mandonnet [...] lib. I et II [...]. Paris 1929, II, 20, 2, 3.

tetheit): „Est autem in motu circularis duo considerare: unum, scilicet quod es uniformis; aliud vero, quod motus circularis est sine principio et fine.“<sup>22</sup>

Dazu gehört auch die Vorstellung, das Verursachte, Bewirkte sei in irgendeiner Weise bereits im Verursachenden, Bewirkenden angelegt. Spinozas *Axiom IV* in seiner *Ethik* besagt beispielsweise, dass die Erkenntnis einer Wirkung von der Erkenntnis der Ursache nicht nur abhängen, sondern dass sie dieselbe auch einschließen, der von ihm gewählte Ausdruck ist »involvit« und es handelt sich bei *involvere* um einen spätscholastischen Terminus.<sup>23</sup> Das *V. Axiom* besagt, dass Dinge, die nichts mit einander gemeinsam haben, auch nicht wechselseitig auseinander erkannt werden könnten. Daraus folgert Spinoza: Von Dingen, die nichts miteinander gemeinsam haben, kann nicht eines die Ursache des anderen sein.<sup>24</sup>

Als weiteres kommt hinzu, dass trotz der Ähnlichkeit grundsätzlich dabei angenommen wird, dass die Ursache ihre Effekte übersteige, die Ursache also stets die größere Eminenz oder Perfektion besitze.<sup>25</sup> Das Verursachende lässt zwar das Verursachte teilhaben, aber kann hinsichtlich der auszeichnenden Eigenschaft vom Verursachten niemals überboten werden. Es ist immer (im Ganzen wie in seinen Teilen) superior, letztlich folgend dem Grundsatz *perfectum est prius imperfecto*.<sup>26</sup> Der *ordo eminentiae* setzt dabei immer den *ordo dependentiae* voraus und qualifiziert ihn in *asymmetrischer* Weise. Diese Vorstellung einer geringeren Vollkommenheit oder eines geringeren Seinsgehaltes des Bewirkten ist seit alters gegenwärtig

---

<sup>22</sup> Vgl. Thomas, In Librum Beati Dionysii de Divinis Nominibus Expositio [1265-67]. Cura et studio Ceslái Pera [...]. Taurini/Romae 1950, c. IV, lect 7, 371.

<sup>23</sup> Hierzu auch Alan Gabbey, Spinoza, Infinite Modes, and the Infinite Mood. In: *Studia Spinozana* 16 (2008), S. 41-66

<sup>24</sup> Spinoza, *Ethica/Ethik* [1675, 1677]. In: Id., *Opera - Werke*. Lateinisch und Deutsch. 2. Bd. Hg. von Konrad Blumenstock. Darmstadt (1967) 1989, S. 84-557, hier S. 88-91. – In einem Schreiben vom 17. September 1661 sind für Heinrich Oldenburg just diese beiden Axiome nicht ohne weiteres einleuchtend, und zwar auch mit dem Hinweis, dass es Verursachung gebe auch ohne Ähnlichkeit. Oldenburg führt als Beispiel Gott an, der mit den von ihm geschaffenen Dingen nichts gemein habe; Spinozas verteidigt in seiner Antwort die »Wahrheit« der Axiome, vgl. Spinoza, Briefwechsel. [...]. Hamburg 1986, S. 9/10 sowie S. S. 13/14.

<sup>25</sup> Vgl. u.a. Anthony C. Lloyd, The Principle that the Cause is Greater Than Its Effect. In: *Phronesis* 21 (1976), S. 146-156.

<sup>26</sup> Bei Proklos (*Elementatio theologica*, prop. 7) etwa heißt es, dass alles, was ein anderes hervorbringt, selbst vollkommener als die Natur dessen sei, was hervorgebracht wurde.

tig, auch wenn es nicht immer als allgemeine metaphysische Annahme formuliert wird,<sup>27</sup> sondern oftmals nur in spezieller Hinsicht wie etwa bei Aristoteles.<sup>28</sup> Dieses Eminenzbeziehung zwischen Verursachendem und Verursachtem überdauert das Mittelalter<sup>29</sup> und erlangt in einer speziellen Verwendung einen seiner Höhepunkte bei Descartes, wenn er dieser Relation voraussetzend, im *Discourse* und in den *Meditationes* seinen Gottesbeweis formuliert. Allerdings führt Descartes dieses Prinzip weder explizit noch bestimmt es eindeutig.<sup>30</sup> Auch Spinoza ist mit ihm vertraut.<sup>31</sup> Beide Lehrstücke beginnen spätestens in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts an Plausibilität zu verlieren.

Unter Rückgriff auf den Grundsatz, die Ursache teile ihren Wirkungen etwas von ihrer Eminenz mit, konnte man der Ansicht sein, dass die göttliche Schöpfung die Trinität ihres Schöpfers gleichsam sichtbar widerspiegeln sollte. Seine Schöpfung erscheint als ein *vestigium trinitatis*. Gewichtet wurde das freilich immer durch den entscheidenden Zusatz, dass diese Eigenschaften seines Werkes nicht offensichtlich seien, sie nur den Frommen (*soli pii*) sichtbar sind und damit dann wieder (scheinbar) das voraussetzt, dessen Voraussetzung man zu zeigen versucht. Es ist diese Annahme, die dann ausreicht, um etwa Triaden als ‚Ausdruck‘ der göttlichen Schöpfung zu deuten. Ohne diese Vorannahme sind es nur Analogien oder gar nur Ähnlichkeiten für die bereits die Dreiheit einer Ordnung genügt.<sup>32</sup> Unabhängig erzeugte dieses

---

<sup>27</sup> Vgl. z.B. Cicero, *De nat deo*, II, 33, 86: *ea quae efferant aliquid ex sese perfectiores habere naturas quam ea quae ex his efferantur.*

<sup>28</sup> Vgl. u.a. Aristoteles, *Metaph*, XII, 7 (1072<sup>b</sup>30 – 1073a2), auch XIV, 4 (1091<sup>a</sup>30 – <sup>b</sup>18) sowie 4/5 (1092<sup>a</sup>11-17).

<sup>29</sup> Vgl. z.B. Thomas von Aquin, *De veritate* [1256-59], q. XI, a. 1 (*Opera omnia*, ed Parmae, IX, S.181): „[...] effectus [...] non est potior sua causa; [...]“. Ferner Id., *Summa Theologica* [1266-73], I, q. 60, a. 4 (S. 314): „[...] causa est potior causato, et principium eo quod ex principio derivatur.“

<sup>30</sup> Hierzu Kenneth C. Clatterbaugh, *Descartes's Causal Likeness Principle*. In: *The Philosophical Review* 89 (1980), S. 379-402, Lois Frankel, *Justifying Descartes' Causal Principle*. In: *Journal of the History of Philosophy* 24 (1986), S. 323-341.

<sup>31</sup> Vgl. Spinoza, *Descartes' Prinzipien der Philosophie auf geometrische Weise begründet* [1663]. [...] Hamburg 1987, Erster Teil, Gr. 8 (S.27): „Alles, was als Realität oder Vollkommenheit in einem Ding ist, ist formal oder eminent in seiner ersten oder zureichenden (*adaequata*) Ursache.“

<sup>32</sup> Vgl. u.a. Hermann Usener, *Dreiheit. Ein Versuch mythologischer Zahlenlehre*. Bonn 1903; es gibt eine unüberschaubare Zahl an solchen Trinitätsähnlichkeiten oder –analogien, hierzu von den zahlreichen Untersuchungen Dennis R. Klinck, *Vestigia Trinitatis in Man and His Works in the*

Vorstellung endlose knifflige Fragen. Wenige Beispiele mögen genügen: Wie ist das Verhältnis des *vestigium Dei Unius* zum *vestigium Dei Trini*? Finden sich auch in den vernunftlosen Geschöpfen eine Spur Gottes? Muss jeder Teil eines Ganzen die Spur der Trinität aufweisen?

Es genügt zudem darauf hinzuweisen, dass dahinter Vorstellungen stehen, *wie* sich Gott in seiner Schöpfung ausdrückt – technisch: der Unterschied zwischen *imago* und *vestigium*. Bei beiden bestehe zwar eine *origo*-Abhängigkeit, doch der Unterschied ist zum einen dem Grad nach: Das eine, die *Spur*, hat eine entfernte, dunkle, unbestimmte Ähnlichkeit, wohingegen bei der *imago* eine deutliche Ähnlichkeit besteht; zum anderen der Qualität nach: Die Beziehung zwischen *imago* und dem, was es anzeigt, ist direkter als beim *vestigium*; die *imago* gibt etwas über das innere Wesen des so dargestellten zu erkennen.<sup>33</sup> Gottes *providentia* beziehe sich zwar auf seine gesamte Schöpfung, aber – grob gesagt – unterschieden als nur *vestigium Dei* oder als *imago Dei*. Bonaventura (1221-1274) unterscheidet drei Arten der Gleichförmigkeit mit Gott: Die erste ist ein *longinqua*, sie wird von ihm als *vestigium* bezeichnet; die zweite eine *propinqua*, daher bezeichnet er sie als *imago*; die dritte eine *proxima* und daher *similitudo*.<sup>34</sup> Die *imago* versteht er so, dass sie immer zugleich auch eine *similitudo* darstellt, aber nicht jede *similitudo* eine *imago*. Bei der *similitudo* unterscheidet er ein aktives und ein passives Moment: beim ersten kann man die Ähnlichkeit selbst herbeiführen, sondern um etwas, das ‚eingepägt‘ ist und mithin passiv hingenommen wird.<sup>35</sup> Nach Bonaventura besteht ein Unterschied zwischen *vestigium* und *imago* darin, dass das *vestigium*

---

English Renaissance. In: Journal of the History of Ideas 42 (1981), S. 13-27, zudem L. Danneberg, Von der Heiligen Schrift als Quelle des Wissens zur Ästhetik der Literatur (*Jes* 6, 3 und *Jos* 10, 12/13). In: Steffen Martus und Andrea Polaschegg (Hg.), Lesarten der Bibel in den Wissenschaften und Künsten. Frankfurt/M. 2006, S. 219-262.

<sup>33</sup> Vgl. Thomas, *Summa Theologica* [1266-73]. Editio [...] Josepho Pecci [...]. Editio Tertia. Roma 1925I-I, q 45, a 7, resp. (S. 254): „[...] omnis effectus aliquid repraesentat suam causam, sed diversimode. Nam aliquis effectus repraesentat solam causalitatem causae, non autem formam eius, sicut fumus repraesentat ignem; et talis repraesentatio dicitur esse repraesentatio vestigii; vestigium autem demonstrat motum alicujus transeuntis, sed non qualis sit. Aliquis autem effectus repraesentat causam quantum ad similitudinem formae ejus, sicut ignis generatus, ignem generantem; et statua Mercurii Mercurium; et haec est repraesentatio imaginis.“

<sup>34</sup> Vgl. Bonaventura, *Breviloquium* [1254-57], II, 12 (Opera Omnia V, S. 230).

<sup>35</sup> Vgl. Bonaventura, In *Primum Librum Sententiarum Petri Lombardi* [um 1250], d. 31, p. II, a 1, q. 1 Id., Opera Omnia I, S. 540).



auf eine bestimmte es bestimmende Ursache zu schließen erlaubt, denn das *vestigium* bezeichnet die Spur, die ein Fuß beispielsweise im Sand hinterlassen hat,<sup>36</sup> wohingegen die *imago* immer auch eine weitere Beziehung auf ein Urbild und vermittelt nicht einen äußeren Ausdruck (*similitudo a pede*), sondern repräsentiert dieses Urbild (in gewissem Umfang) auch nach seiner ‚inneren‘ Natur („secundum eius nobilissimum actum“<sup>37</sup>).

Das *vestigium*-Konzept hat zahlreiche Verwendungen in Theologie und Philosophie vor der ‚Postmoderne‘ gefunden. Nur zwei Beispiel: zum einen im Rahmen des Mikrokosmosgedankens;<sup>38</sup> zum anderen bei der Unterscheidung von *nihil* und *esse*: Nach Augustin sind ‚esse‘ und ‚unum esse‘ synonym.<sup>39</sup> Jedes *corpus* sei im Vergleich zum *nihil* seiend, auf der anderen Seite aber weniger seiend als die (menschliche) Seele oder Gott, gleichwohl komme ihm auch die Charakterisierung als ‚unum esse‘ zu. Doch ein *corpus* sei nicht ‚vere pureque unum‘.<sup>40</sup> Daher weise es nur eine ‚Spur‘ Einheit auf: „neque ullum omnino esse corpus quod non habeat. Unitas quaecumque vestigium.“<sup>41</sup>

Das Spuren-Konzept findet sich bereits in der frühen Hermeneutik – nur ein Beispiel aus dem Eigenkommentar Johann Jacob Rambachs, der die wohl bedeutendste sakrale Hermeneu-

---

<sup>36</sup> Vgl. Bonaventura, In Secundum Librum Sententiarum Petri Lombardi [um 1250], d. 1, p. I, a. 1, q 2 In: Id., Opera Omnia II, S. 22.

<sup>37</sup> Vgl. Bonaventura, ebd. D. 26, a 1, q. 1 (S. 294).

<sup>38</sup> So z.B. auch bei Luther: [Vorlesungen über 1. Mose von 1535-45]. In: Id., Werke. Kritische Gesamtausgabe, 42. Bd. Weimar 1911, S. 51: „Coetera animali dicuntur vestigia Dei, solus autem homo est imago Die, sicut est in sententiis. Nam in coeteris creaturis cognoscitur Deus ceu in vestigio, in homine autem, praesertim in Adamo, vere cognoscitur, quia in eo est sapientiae illa, iusticia et omnium rerum cognitio, ut recte dicatur Mikrokosmos.“

<sup>39</sup> Vgl. Augustin, De moribus Manichaeorum II, 6, 8, sowie Id. De ordine II, 18, 48: Nicht anderes ist Sein als Eines-Sein und daher ist Etwas, inwoweit es Einheit erreiche („nihil est autem esse quam unum esse. Itaque in quantum quidque unitatem adispiscitur, in tantum est, sowie: Das Wirken der Einheit ist Übereinkunft und Eintracht, durch die Etwas ist, insoweit es ist, weil es durch Zusammenfügung Eins ist („Unitas est enim operatio convenientia et concordia, qua sunt in quantum sunt, quia una sunt quae composita sunt“).

<sup>40</sup> Vgl. Augustin, De lib. arb. II, 8, 22 (CSEL 74, S. 58)

<sup>41</sup> Augustin, De vera rel., 32, 60 (CSEL 77, 2, S. 43)



tik des 18. Jahrhunderts verfasst hat.<sup>42</sup> Unter den *dona naturalia* heißt es: „*vt recte dispiciat dictorum & loquentis scopum*. Davon depeniret sehr viel. Das ist der Schlüssel zum rechten Verstande unzehliger Oerter der Schrift. Und dazu ist ein *iudicium* nöthig, daß man die *vestigia intentionis* zusammen halte, und daraus auf den *scopum* schliesse.<sup>43</sup> Zu dem erforderlichen *Ingenium* heißt es: „Dieses *ingenium* ist nöthig a) *in indagando*. Es muß ein *interpres* eine gewisse *sagacitatem* besitzen, daß er, wo er nur die geringste Spur findet, daher Gelegenheit nehmen kann, die Sache weiter nachzudenken. Da muß ein Exeget sey, wie ein *canis venaticus*, wo der nur eine Spur von dem Wilde riecht, da ist er hinter her, und gehet demselben durch Dornen und Hecken so lange nach, bis er in das *lustrum* kommt. Z.E. Wenn der Psal. 73, 1, sich anhebet mit dem Wort [...], *dennoch*, Israele hat *dennoch* Gott zum Trost, so ist dieses Wort *dennoch* eine Spur, welcher man nachgehen muß, damit man in das Hertz und Gemüth des Auctoris hinein dringe, und sich die *motus* und *latentes adfectus* vorstelle und erforsche, die darin vorgegangen. Das *dennoch* supponiert, daß vorhergegangen eine *profunda meditatio* und Überlegung vom Glück der Gottlosen und Unglück der Frommen, aus welcher unter vielem Kampf dieses Sieges-Wort *dennoch* hergeflossen ist.“<sup>44</sup> Die herme-

---

<sup>42</sup> Johann Jacob Rambach, *Institutviones Hermenevticae Sacrae, variis observationibvs copiosissimis-que exemplis Biblicis illvstratae* [1723]. Editio qvarta denvo recognita. Cum praefatione Ioannis Francisci Bvddei. Ienae 1732.

<sup>43</sup> Johann Jacob Rambach, *Erläuterung über seine eigene Institutviones Hermenevticae Sacrae* aus der eignen Handschrift des seligen Verfassers mit Anmerckungen und einer Vorrede von der Vortreflichkeit der Rambachischen Hermenevtic ans Licht gestellt von D. Ernst Friedrich Neubauer [...Erster und Anderer Theil]. Giessen 1738, Erster Theil, S. 52. Zur Bedeutung des Skpous in der Hermeneutik die Hinweise in L. Danneberg, Keckermann und die Hermeneutik: Ein Kommentar zu den hermeneutischen Regeln in seinem Werk *Systema Logicae*. In: Ralf Bogner, Ralf Georg Czapla, Robert Seidel und Christian von Zimmermann (Hg.), *Realität als Herausforderung. Literatur in ihren konkreten historischen Kontexten*. [...]. Berlin/New York 2011, S. 161-179.

<sup>44</sup> Rambach, ebd., S. 53/54. Zum Bild des Hundes (*canis venaticus*) Karl Josef Höltgen, *Clever Dogs and Nimble Spaniels: On the Iconography of Logic, Invention, and Imagination*. In: *Explorations in Renaissance Culture* 24 (1998), S. 1-36; ferner zur Wissenschaft als Jagd William Eamon, *Science and the Secrets of Nature* [...]. Princeton 1994, „Science as a Venatio“, S. 269-300, Id., *Science as a Hunt*. In: *Physis* 31 (1994), S. 393-43; zu Bildern der (kognitiven) Jagd bei Platon C. Joachim Classen, *Untersuchungen zu Platons Jagdbildern*. Berlin 1960, S. 27ff. Der Ausdruck *venatio definitionis* ist im Mittelalter alles andere als unüblich. Im Euthydemus 290b-c heißt es: „Haben sie aber eingefangen, was sie jagten: so sind sie selbst nicht imstande, es zu gebrauchen; sondern die Jäger und Fischer übergeben es den Köchen, die Meßkünstler aber und Rechner und Sternenkundigen – denn auch diese sind Jagende, weil sie ja ihre Figuren und Zahlenreihen nicht

neutischen *coniecturae* lassen sich danach „ex certis vestigiis [...] verificiret“. Zu den *certis vestigiis* heißt es in einer Anmerkung: „Oder wenigstens *probabilibus*. Denn in dergleichen Dingen muß man sich oft mit einer *probabilitate* begnügen lassen.“<sup>45</sup> Kant hält fest: „um etwas zu entdecken was entweder in uns selbst oder anderwärts verborgen liegt“ bedarf es „ein besonderes Talent“, um „Bescheid zu wissen, wie man gut suchen soll“. Dieses „Talent“ bezeichnet Kant als „eine Naturgabe vorläufig zu urteilen (*iudicii praevis*), wo die Wahrheit wohl möchte zu finden sein; den Dingen auf die Spur zu kommen und die kleinsten Anlässe der Verwandtschaft zu benutzen, um das Gesuchte zu entdecken oder zu erfinden.“<sup>46</sup> Auch Kant spricht von der „Sagacität oder Nachforschungsaufgabe“. Im Hintergrund steht bei Rambach, dass mehr noch als im Buch der Natur habe Gott in der Heiligen Schrift, an der ihm „vielmehr gelegen [ist], als an dem Buch der Natur“, die „Spuren der weisesten Ordnung“ hinterlassen;<sup>47</sup> keinwegs sei sie als ein „*confusum chaos* anzusehen“. <sup>48</sup> In Augustins Prolog zu *De Doctrina christiana* heißt es, dass der Interpret durch die Anwendung der (hermeneutischen) *praecepta* die richtige Fährte (*vestigiis indagatis*) und den verborgenen Sinn *sine ullo errore* treffe oder aber ein völliges Verfehlen des Sinns vermeide.

Der *ordo eminentiae* setzt dabei immer den *ordo dependentiae* voraus und qualifiziert ihn in *asymmetrischer* Weise. Das bedeutet aber auch, dass der Ähnlichkeitsbegriff – anders als es oft unterstellt wird – als Relation nicht symmetrisch sein muss.<sup>49</sup> Der Grund für die Asymmetrie einer Ähnlichkeitsaussagen liegt darin, dass die verglichenen Objekte zugleich in einer Hierarchie miteinander verbunden sind, die durch die Ähnlichkeitsrelation nicht nivelliert

---

machen, sondern diese sind schon, und sie finden sie nur auf, wie sie sind -; wie sie also nun diese auch nicht selbst verstehen, sie zu gebrauchen, sondern nur zu jagen: so übergeben sie, so viele ihrer nicht ganz unverständlich sind, ihre Erfindungen den Dialektikern, um Gebrauch davon zu machen.“

<sup>45</sup> Rambach, ebd., S. 54.

<sup>46</sup> Kant, Anthropologie in pragmatischer Hinsicht, (AA VII), S. 223, § 56.

<sup>47</sup> Vgl. Rambach, Erläuterung [1738], ebd., S. 2.

<sup>48</sup> Ebd.

<sup>49</sup> Bereits Plotin unterscheidet zwei Arten der Ähnlichkeit (*Enneades*, I, 2, 2), die eine bezieht sich auf Dinge derselben Species, die andere auf die Rede vom ›Abbild‹ oder ›Urbild‹, verstanden als speciesübergreifend.

wird.<sup>50</sup> Freilich sind solche (asymmetrischen) Verwendungen in bestimmter Hinsicht oftmals nicht wirklich ein Problem. Das liegt daran, dass bei ihnen die Ähnlichkeitsaussage überlagert wird durch zumindest einen weiteren Maßstab, der auf Eigenschaften zielt, die gerade keine Ähnlichkeit zwischen den Objekten erzeugen, zu denen eine Ähnlichkeitsbehauptung formuliert wird. Lässt sich von diesen *zusätzlichen* Eigenschaften der betreffenden Objekte absehen, so gilt für die Ähnlichkeitsrelation wieder Symmetrie.

Die Vorstellung der geringeren Vollkommenheit oder des Seinsgehaltes des Bewirkten ist seit alters gegenwärtig, auch wenn sie nicht immer als allgemeine metaphysische Annahme formuliert wird, sondern oftmals nur in spezieller Hinsicht, wie etwa bei Aristoteles.<sup>51</sup> Diese Eminenzbeziehung zwischen Verursachendem und Verursachtem überdauert das Mittelalter.

Wohlgemerkt, es handelt sich um allgemeine, keine Ausnahmen kennende metaphysische Annahmen – und beide bleiben zumindest für bestimmte Bereiche stabil nicht zuletzt dadurch, dass sie fest verankert erscheinen in der christlichen Theologie jedweder Konfession. Freilich werden sie zumindest in einigen Bereichen im 18. und dann im 19. Jahrhundert obsolet – nur ein Beispiel: Obwohl Goethes diesbezügliche Aussagen sich im Laufe der Zeit wandeln und vermutlich kein kohärentes Ganzes ergeben, findet sich in seinen naturwissenschaftlichen Arbeiten eine klare Zurückweisung der Eminenzrelation, und zwar durch die Vorstellung der Steigerung. Das Spezielle ist mithin die Zurückweisung der Ansicht, dass das, aus dem etwas hervorgeht, immer vollkommener ist, als das, was so hervorgebracht wird, in keinem Fall aber weniger vollkommen sein könne. Nur ein einziger Beleg aus einer Vielzahl bei Goethe:

Eine geistige Form wird aber keineswegs verkürzt, wenn sie in der Erscheinung hervortritt, vorausgesetzt, dass ihr Hervortreten eine wahre Zeugung, eine wahre Fortpflanzung sei. Das

---

<sup>50</sup> In der neueren Diskussion findet sich hierfür der Ausdruck „The accepted order“, vgl. Yeshayahu Shen, *Symmetric and Asymmetric Comparisons*. In: *Poetics* 18 (1989), S. 517-536; dabei auch bezogen auf den metaphorischen Vergleich.

<sup>51</sup> Vgl. u.a. Aristoteles, *Metaph*, XII, 7 (1072<sup>b</sup>30 – 1073<sup>a</sup>2), auch XIV, 4 (1091<sup>a</sup>30 – <sup>b</sup>18) sowie 4/5 (1092<sup>a</sup>11-17).

Gezeugte ist nicht geringer als das Zeugende, ja es ist der Vorteil lebendiger Zeugung, dass das Gezeugte vortrefflicher sein kann als das Zeugende.<sup>52</sup>

Wichtig ist, dass hier keine generelle Aussage an die Stelle der älteren generellen Philosophie gesetzt wird: Nur bereichsweise werden die Annahmen mithin eingeschränkt.

Der entscheidende Unterschied ist der, dass beide Relationierungen von Ursache und ihren Wirkungen, das Ähnlichkeits- wie das Eminenzprinzip, im Blick auf das Spur-Konzept *generell*, also nicht nur bereichsweise, nicht mehr akzeptiert werden und es für sie keinen Ersatz gibt. Wenn man so will, dann *verallgemeinert* dieses Spur-Konzept das Paradigma der Asche, unter Zurücksetzung des Fußabdrucks. Beim ersten lässt sich nicht mehr von einer zumindest sichtbaren Ähnlichkeit zu dem sprechen, wovon die Asche eine Spur ist, beim letzten unter Umständen etwa als Hohlform.

Es kommt aber zur metaphysischen Auffassung noch etwas hinzu, und das ist in erster Linie Derrida geschuldet. Nach Augustins Zeichenbegriff ist jedes Objekt, und das schließt die Ursachen ein, selber wieder – wenn man so will – eine Spur. Es gibt allerdings etwas, das selber kein Zeichen, keine Spur ist, nämlich Gott. Man kann für Gott auch anderes einsetzen, wichtig ist die Struktur: Es handelt sich um eine heterogene, respektive heteronome Abfolge; an irgendeiner Stelle der Zurückführung gibt es etwas, das in bestimmter Weise anders ist als das Folgende. Die Pointe des Spur-Konzepts liegt nun genau darin, dass es zumindest in der Vorstellung Derridas sich mit einer homogenen, respektive einer autonomen Abfolge verbindet. Nach dem Diktum des Aristoteles: Der Mensch gebiert den Menschen, die Spur gebiert die Spur. Nimmt man noch Berkeleys Ähnlichkeitsprinzip hinzu: „[...] an Idea can be like nothing but an idea [...]“<sup>53</sup> dann ist die Spur allein der erzeugten, respektive der auf sie folgenden Spur ähnlich.

Derrida weiß, dass dies keine ›Erklärung‹ ist: Zwar mag Gleiches Gleiches erzeugen, aber nach einer bestimmten Vorstellung einer guten Erklärung, einer, wenn man so will, Tiefen-

---

<sup>52</sup> Goethe, Maximen und Reflexionen, (*Aus Makariens Archiv*) 892 (*HA* 12, S. 491)

<sup>53</sup> Hierzu u.a. Philip D. Cummins, Berkeley's Likeness Principle. In: *Journal of the History of Philosophy* 4 (1966), S. 63-69, sowie Todd Ryan, A New Account of Berkeley's Likeness Principle. In: *British Journal for the History of Philosophy* 14 (2006), S. 561-580.

erklärung, werden zwei (ontologisch) separate Bereiche miteinander verknüpft – etwa Züge der makrophysikalischen Welt erklärt durch solche der mikrophysikalischen, unser Denken durch Gehirnphysiologie oder neurowissenschaftlich, die Entstehung von Kunst evolutionsbiologisch. Deshalb kommt es bei Derrida zu einer etwas gequälten Figur der Urspur (*architrace*, Urschrift), die zugleich so gefasst ist, dass man ihre Unlösbarkeit noch in der Paradoxie festhalten, etwas darüber sagen kann.<sup>54</sup> An der Grenze des Sagbaren angesiedelt, muss es dieses Grenze wieder ›durchstreichen‹, die Spur ist allein gegeben »als ihr eigenes Erlöschen«. <sup>55</sup> Usw. Weniger befremdlich erscheint das, wenn man sieht, mit wem sich Derrida als Gegenüber unter anderem auseinandersetzt; für den (frühen) Derrida ist dies die Philosophie Husserls. Gar nicht auszudenken, wenn sich Derrida nicht an aus bestimmter Sicht so Abgestandenem hätte abarbeiten müssen, weil er in der Zeit Popper oder Carnap gelesen hätte – aber das ist wie bei so vielen kontrafaktischen Imaginationen ein müßiges Unterfangen; zumal Derrida den ›Empirismus‹, auch wenn nicht sonderlich klar wird, was er damit im Auge hat, in *deutscher* Tradition als negativ konnotierte *Nicht*-Philosophie sieht.

Ich möchte im Anschluss daran auf ein Moment hinweisen, dass sich mit dem Spur-Konzept verbindet und zu einem weiteren spezifischen Aspekt führt: Es ist das Ausgehen von allgemeinen philosophischen Annahmen verbunden mit der Ansicht, bestimmte bereichsorientierte Tätigkeiten (wie etwa das Interpretieren von Texten) seien in dem Sinne voraussetzungsbehaftet, dass ein Konflikt mit diesen allgemeinen philosophischen Annahmen entsteht. Das kann, es muss aber nicht sein; die radikalen Konsequenzen, die sich mitunter mit dem Spur-Konzept verbinden, setzen immer ersteres voraus, ohne dass zweiteres geprüft wird

---

<sup>54</sup> Zum Beispiel: Derrida, *Grammatologie*. Übersetzt von Hans-Jörg Rheinberger und Hans Zischler [frz. zuerst 1967]. Frankfurt/M. (1974) 1983, S. 107/08: „Die Spur ist nicht nur das Verschwinden des Ursprungs, sondern besagt hier [...], daß der Ursprung nicht einmal verschwunden ist, daß die Spur immer nur im Rückgang auf einen Nicht-Ursprung sich konstituiert hat und damit zum Ursprung des Ursprungs gerät. Folglich muß man, um den Begriff der Spur dem klassischen Schema zu entreißen, welches ihn aus der Präsenz oder einer ursprünglichen Nicht-Spur ableitet und ihn an einem empirischen Datum abstempelt, von einer ursprünglichen Spur oder Ur-Spur sprechen. Und doch ist uns bewußt, daß dieser Begriff seinen eigenen Namen zerstört und daß es, selbst wenn alles mit Spur beginnt, eine ursprüngliche Spur nicht geben kann.“

<sup>55</sup> Derrida, *Randgänge der Philosophie* [...]. Übersetzt von Gerhard Arens et al. Frankfurt/M. 1976, S. 85.

– es ist kein, wenn man so will, notwendiger, sondern es ist ein kontingenter Zusammenhang, und genau das verschleiern die vorausgesetzten allgemeinen philosophischen Annahmen. Man meint dies deshalb tun zu können – so ließe sich rekonstruieren –, weil man sich berechtigt wähnt, den in einer bestimmten epistemischen Konstellation anzutreffenden Umgang mit Spuren mit der Forderung zu konfrontieren, dass dieser Umgang *verallgemeinerbar* sein soll; insofern die Verallgemeinerung scheitert, sei dieser Umgang abzulehnen.

Die *Spur* ist – soviel lässt sich in aller Vorläufigkeit bilanzieren – ein relationaler Ausdruck, der auf zeitlich und/oder räumlich Abwesendes verweist, aber auch auf Gleichzeitiges und Gleichräumliches, also Anwesendes, das dann freilich nicht sichtbar ist. In letztem Fall handelt es sich um eine indexikalische Spur. Nun gibt es ein Phänomen, nämlich das des Spurenlesens aus einer Spur, die zwar keinen Index in diesem Sinn darstellt, aber im Zuge des Spurenlesens als gelesene Spur eine Indexikalisierung erfährt. Klassisches Beispiel ist das Spurenverfolgen des Jäger oder des Detektivs – wenn plötzlich die Spur zum Index wird, indem das Tier oder der Täter, manchmal beides in einem, leibhaftig vor ihm steht. Wenn man so will, dann ist das philologische Interpretieren der inverse Prozess hierzu: man indexikalisiert eine Spur, aber nicht als ein Ereignis in der Zukunft, sondern die Zukunft der Tätigkeit zielt auf eine Vergangenheit. Die philologische *Kritik* ließe sich dann auffassen als Entzug der vorgenommenen Indexikalisierung der Spur, also als eine De-Indexikalisierung. Ich meine nicht, dass das eine aufregende, Neues entbergende Beschreibung altbekannter Dinge ist – dies könnte nur eine Analyse erweisen. Ich will damit nur zeigen, dass die Sprache der Spur austauschbar ist und als solche nicht mehr bietet als eine Reformulierung dessen, was man in einer zuvor vertrauten Beschreibungssprache beschreiben konnte. Es geht allein um die *Analyse*, die in diesem Fall ersetzt wird durch den Rückgriff auf metaphysische Annahmen über den vermeintlichen *Gegenstand* der Analyse.

## II



Ich komme zu einer ersten *Parallelisierung* des Spurenlesens mit der Philologie, und zwar anhand der Darlegungen Hans-Jörg Rheinbergers zum Experimentalsystem, ausgefaltet am Beispiel der Molekularbiologie.<sup>56</sup> In aller Kürze: Das Edieren, das theoretisch gesehen zumindest eine Bewahrungs-, Veränderungs- und Relevanztheorie umfasst, ließe sich in der Sprache des Experimentalsystems versuchsweise auffassen als die Erstellung eines epistemischen Dings aus den Spuren der Überlieferung. Im Unterschied zu vielen anderen epistemischen Dingen, hat die Edition als materiales Objekt den Vorteil, dass es raum-zeitlich transportierbar ist; es ist in dem Sinn ein robustes, stabiles Ding, dass nicht immer wieder in Versuchsanordnungen neu erzeugt werden muss. Die leidigen Probleme der Reproduzierbarkeit wandern so in den Vorhof: Die Probleme der Reproduzierbarkeit einer vorliegenden Edition, also die nie ausreichende Transparenz der Entscheidungen hinsichtlich der materialen Spuren wie der anleitenden Regeln, die zu ihr geführt haben, ist bekannt. Selbst bei vorzüglichen Editionen, die vieles dokumentiert haben, wäre diese Reproduktion ebenso schwierig wie das Nachstellen von naturwissenschaftlichen Experimenten.

Das zweite, was Rheinberger unterscheidet, ist das technische Objekt.<sup>57</sup> Es ist relativ stabil im Vergleich zum epistemischen Ding. Ein technisches Objekt stellt in der epistemischen Situation ein relativ hierzu entproblematisiertes Wissen dar. In der *Situation* des Interpretierens kann die Edition als technisches Objekt fungieren; aber in ihr gibt es zahlreiche weitere technische Objekte in diesem Sinn: Das epistemische Ding ist das, worauf sich das Erzeugen von Wissen richtet, und relativ hierzu gibt es in der Interpretationskonstellation zahlreiche weitere technische Objekte. Richtet man sein Erkennen zum Beispiel auf eine

---

<sup>56</sup> Vgl. Hans-Jörg Rheinberger, *Toward a History of Epistemic Things. Synthesizing Proteins in the Test Tube*. Stanford 1997 beziehungsweise *Experimentalsysteme und epistemische Dinge. Eine Geschichte der Proteinsynthese im Reagenzglas*. Frankfurt a.M. 2006.

<sup>57</sup> Die Bestimmungen sind bei Rheinberger nicht sonderlich präzise; aber vergleiche Id., *Experimentalsysteme, Epistemische Dinge, Experimentalkulturen. Zu einer Epistemologie des Experiments*. In: *Deutsche Zeitschrift für Philosophie* 42 (1994), S. 405-417, hier S. 409: „Im Gegensatz zu den epistemischen Objekten müssen sie [scil. die technischen Objekte] im Rahmen der Reinheits- und Präzisionsstandards einer Zeit und einer Disziplin von charakteristischer Bestimmtheit sein.“ Hierzu auch die Diskussion zwischen David Bloor, *Toward a Sociology of Epistemic Things*. In: *Perspectives of Science* 13 (2005), S. 285-312, sowie Hans-Jörg Rheinberger, *A Reply to David Bloor* [...]. In: ebd., S. 406-410.



Erzählung Kafkas, die dadurch zum epistemisches Ding wird, so können in dieser Situation unter Umständen seine Briefe oder Tagebucheintragungen, aber auch andere Texte oder Informationen als technisches Objekt angesehen werden, indem sie als relativ entproblematisiert, etwa hinsichtlich der Bedeutungszuweisung, gelten. Das lässt sich bei jedem Interpretieren beobachten, welcher Ausrichtung auch immer. Voraussetzung ist allein, dass man für die Interpretation überhaupt Argumente beibringen will oder so tut, als ob man es wollte. Um das zu analysieren, braucht man sicherlich nicht die Sprache der Experimentalsysteme, aber die Parallelisierung kann den an dieser Stelle nicht weiter zu verfolgenden Verdacht wecken, die Beschreibungssprache sei nicht sonderlich spezifisch, und damit insbesondere auch nicht spezifisch für das Experimentieren. Fraglos sind die Umstände beim Interpretieren eines Kafka-Textes andere als beim molekularbiologischen Experimentieren, und kaum einer wird die eine Situation mit der anderen verwechseln – oder? Mir geht es hier jedoch allein darum, dass die Sprache des Experimentalsystems zu unspezifisch ist, um die etwaigen Unterschiede zwischen Interpretieren und Experimentieren zu analysieren.

Diese Beobachtung führt mich zu Rheinbergers Verwendung des Spur-Konzepts.<sup>58</sup> Im Experimentalraum werden fortwährend Spuren erzeugt, Inskriptionen. Die Aussagen, die in diesem Zusammenhang gemacht werden, führen zu einer Reihe philosophischer Probleme, und zwar solchen, die sich mit dem Spur-Konzept gerade nicht lösen lassen. Es sind zwei Operationen erforderlich, um bestimmte Aussagen über Spuren, die Spurenerzeugung und Spurendeutung zu machen – letzteres ist bei Rheinberger das Erzeugen einer *neuen* Spur. Die erste Operation ist die der Bezugnahme. Die Bezugnahme spielt nicht allein eine Rolle, wenn man über etwas reden will, also im Blick auf die *about*-Relation. Dass sich eine Spur als ein Weiterschreiben einer anderen Spur ausweist, lässt sich dieser Spur selbst nicht entnehmen oder ansehen. Selbst wenn in dieser Spur bestimmte Deskriptoren und Verweisungszeichen wie etwa Eigennamen auftreten, kann man aus der Spur selbst nicht ersehen, welche Spur sie fortsetzt. Entweder kappt man radikal die Referenz oder man lässt sie durchgängig, wenn auch jeweils lokal spezifiziert, zu. Nicht lässt sich sagen, dass eine bestimmte Spur eine bestimmte andere fortschreibt, sondern sagen lässt sich nur ganz allgemein: Spuren folgen auf

---

<sup>58</sup> Rheinberger, *Experimentalsysteme und epistemische Dinge*, S. 130.

Spuren oder es gibt eine Spur, die zeitlich vor einer anderen Spur ist; das ist nach der eingangs aufgestellten Forderung zu wenig, weil bei schwachen philosophischen Annahmen über die Welt trivial.

Nach Rheinberger lassen sich im Rahmen des Experimentalsystems Spuren sogar miteinander vergleichen. Auf den ersten Blick scheint es, dass hierfür eine Bezugnahme nicht erforderlich ist. Aber wie stimmt dies mit der Philosophie des Spuren-Konzepts zusammen? Nach den aufgeführten Voraussetzungen lassen sich niemals zwei Spuren  $S_1$  und  $S_2$  direkt miteinander vergleichen. Der Vergleich stellt eine dritte Spur  $S_3$  dar. Dann treten in  $S_3$  die Spuren  $S_1$  und  $S_2$  nicht als sie selber auf, sondern als Spuren  $*S_1$  und  $*S_2$ , wobei nach den vorausgesetzten Annahmen z.B.  $S_1$  nicht gleich mit  $*S_1$  sein kann. Es ist immer eine Neuerzeugung von Spuren. Das Bezugnahmeproblem entsteht denn auch hier; denn ich muss in  $S_3$  mit  $*S_1$  auf  $S_1$  Bezug nehmen. Eine Voraussetzung für die Vermeidung der Beliebigkeit des Spurerneuerens, so man dies will, besteht darin, das Problem der Bezugnahme zu lösen.

Freilich scheut man die gelebte Radikalität und wird inkonsequent. Dagegen ist prinzipiell nichts zu sagen, aber damit verlieren die vorausgesetzten metaphysischen Vorannahmen ihren universellen Charakter; auch das ist noch kein Problem, ein Problem aber ist, wenn man sich zu einem Asymmetrieprinzip für Spuren aufschwingt: Zwar sind alle Spuren gleich, aber einige sind gleicher.

### III

Die charakterisierte Asymmetrie mag bei Rheinberger als harmlos erscheinen, weil sie einen nichtintendierten Effekt einer gewählten Konzeption darstellt. Ob das wirklich so ist, ist schwer zu sagen; aber es gibt Inszenierungen, die sich ganz offenbar nicht so nachsichtig behandeln lassen. In einem Text mit dem Titel *Die Spur der Spur. Zur Transkriptivität von Wahrnehmung und Gedächtnis* wird von den beiden Sprachwissenschaftlerinnen Erika Linz und Gisela Fehrmann alles aufgefahren, was die Spur-Konzeption im Gefolge von Derrida zur

Kritik an herkömmlichen Ansichten bietet<sup>59</sup> – etwa an repräsentationalen Bedeutungs- und Wahrnehmungsmodellen und dergleichen mehr. Insonderheit wird das aufgestockt mit der Transskriptivitätsidee Ludwig Jägers, mit der die Relation zwischen den Spuren als Transskriptionsprozess aufgefasst wird. Auch bei diesen Prozessen werden freilich stillschweigend die Erfüllungen einer Bezugnahmerelation unterstellt. Aber das ist bei diesem Beispiel nicht mein Punkt. Es geht mir vielmehr um die Inkonsequenz, in diesem Fall in der Gestalt des Rückgriffs auf die Naturwissenschaften; es geht dabei genauer um die sog. Neurowissenschaftliche Bindungstheorie der Prozeduralität des Wissens; aber auch um sie geht es mir im Folgenden nicht, denn die Theorie mag so gut sein wie sie ist. Es geht mir vielmehr um die Sprache der Verfasserinnen, die etwas inszenieren, ohne es preiszugeben.

Nach ihrer Ansicht wurden die älteren Gedächtnistheorien obsolet; neue Theorien, die auf dem Spurkonzept beruhen, seien aktuell, und diese nun ließen sich für das philosophische Spur-Konzept heranziehen. Ich gebe ein paar Formulierungen, wie diese Behauptung umschrieben wird. Es beginnt mit der Identifikation eines Paradigmenwechsels<sup>60</sup> – nun wäre das auf den ersten Blick unproblematisch, denn auf ein Paradigma folgt ein anders, ohne dass man (zumindest) nach Kuhn die Möglichkeit hat, das eine oder andere voreinander definitiv auszuzeichnen, auch wenn es die beteiligten Wissenschaftler tun. Die Verfasserinnen greifen dann aber zu Formulierungen wie der folgenden:

Je deutlicher wurde, dass Wahrnehmung eben kein Prozeß der Informationsaufnahme [...], sondern vielmehr ein Prozeß der Informationserzeugung ist, desto [...]<sup>61</sup>

Hier verbirgt sich wie selbstverständlich eine epistemische Auszeichnung. Dann wird von »Befunden« gesprochen, die »zeigen«, dass Wahrnehmung kein »holistischer Akt«<sup>62</sup> sei, »sondern im Gegenteil als parallele Verarbeitung von Wahrnehmungsdetails in distribuierten

---

<sup>59</sup> Erika Linz und Gisela Fehrmann, Die Spur der Spur. Zur Transkriptivität von Wahrnehmung und Gedächtnis. In: Gisela Fehrmann, Erika Linz und Cornelia Epping-Jäger (Hg.): Spuren Lektüren. Praktiken des Symbolischen. Festschrift für Ludwig Jäger zum 60. Geburtstag. München 2005, S. 89-103.

<sup>60</sup> Linz/Fehrmann, Die Spur, S. 94.

<sup>61</sup> Ebd.

<sup>62</sup> Ebd.

Neuronenverbänden« sich vollziehe. Dann sehr kühn: »Semantische Informationen sind an keiner Stelle des Gehirns einheitlich repräsentiert.« Und: »Vor dem Hintergrund dieser Erkenntnis ...«.<sup>63</sup> Das sind Formulierungen in einer Abfolge von nur acht Zeilen. Am Ende von zwei Buchseiten heißt es unbekümmert resümierend und Gewissheit sprachlich suggerierend: »Die vorliegenden neuroanatomischen und neurophysiologischen Befunde lassen keinen Zweifel mehr daran [...].«<sup>64</sup> Dazu reiht sich Fehlschluss an Fehlschluss, alle nach dem Muster des Schließens aus einem *posse* auf ein *esse* – dieses Muster (*a posse ad esse*) war gewöhnlicher Weise dem Bereich der göttlichen Dinge vorbehalten; für alle anderen galt *a posse ad esse non valet illatio*.

Aber auch das ist nicht noch nicht mein Punkt; der ist vielmehr, dass für das Spurenlesen der Neurowissenschaftler die gleiche Beschreibungssprache gewählt wird, die man von einer mehr oder weniger realistischen Deutung wissenschaftlicher Ergebnisse seit alters kennt, und dies obwohl man mit Derrida und seinem Spurbegriff noch über Peirce hinausgehen und auch die letzten »Reste eines Realismus« tilgen möchte.<sup>65</sup> Wenn man so will, dann werden die Spuren, die die Neurowissenschaft liest und produziert, transkribiert in eine handfeste Spur, die das Herz eines Realisten erwärmt und sein Hirn freut. Das, was durch diese Inkonsequenz inszeniert wird, ist schlicht Autorisierung: Die epistemische Auszeichnung der Perspektive der neurowissenschaftlichen Forschungsergebnisse im Blick auf eine Stützung der Philosophie des Spur-Konzepts à la Derrida. Einige Spuren sind eben gleicher als andere; in diesem Fall sind es die der Neurowissenschaften, denen auf diese Weise epistemische Autorität verliehen wird. Gelinde gesagt, ist das inkohärent, lieber würde ich mit Kant sagen, es ist erschlichen, aber noch mehr: es sollte ein Fall sein für die Wissenschaftsethik.

Nach dieser inszenierten Empörung zurück zum Vergleich der Beschreibung des Experimentierens mit dem des Interpretierens. Er kann zur Beschreibung eines Unterschieds zwischen dem Edieren und dem Interpretieren dienen. Bei der Edition als epistemischem

---

<sup>63</sup> Ebd.

<sup>64</sup> Ebd., S. 96.

<sup>65</sup> Ebd., S. 91.

Ding oder technischem Objekt scheint immer wichtig zu sein, ihr Entstehen in gewissem Ausmaß am Objekt transparent zu machen, um nachvollziehen zu können, welche Spuren berücksichtigt wurden, in welcher Weise, wie verwandelt, welche Entscheidungen getroffen wurden. Beim naturwissenschaftlichen Experimentieren gibt es das Ideal einer lückenlosen Beschreibung dessen, was der Experimentator unternimmt – Laborprotokolle sind nur ein Moment; die sog. Laboratory Studies haben mit quasi teilnehmender Beobachtung eine Rekonstruktion zu realisieren versucht, in welcher der ganze Schreib- und Arbeitsprozess, die Inskriptionen als wesentlicher Teil eines Erzeugungsprozesses als relevant erachtet werden. Ich will nicht sagen, ob das eine richtige Sicht ist; aber die Sicht setzt voraus, dass es wichtig ist, die mehr oder weniger lückenlose Abfolge eines Erzeugungsprozesses zu kennen, wenn man verstehen will, wie es zu dem Produkt, also der experimentell erzeugten Tatsache gekommen ist, und zwar als Prozess einer Auseinandersetzung mit der ›Natur‹. Die Natur ist unter Umständen im Experiment nur über Stellvertreter anwesend, aber über sie will das Experiment etwas erschließen – just wie bei der Edition. Aber es scheint noch mehr zu sein; denn es geht nicht nur um ein *Verstehen* aufgrund eines Wissens über den Erzeugungsprozess, sondern es wird angenommen, dass das so erzeugte Wissen hinsichtlich seiner epistemischen Güte gerade von diesem Entstehungsprozess abhängt – und auch das ließe sich mit dem Edieren, wie dicht auch immer, parallelisieren.

Wie sieht es aber mit dem *Interpretieren* aus, also der Tätigkeit, die in bestimmter Weise die Edition, als epistemisches Ding oder etwas anders unter Rückgriff auf die Edition als technisches Objekt, zu erkennen versucht? Keine Frage ist, es gibt Untersuchungen, die zu erklären versuchen, weshalb die Interpretation eines Interpreten, so, wie sie ist, ausgefallen ist. Zumeist handelt es sich dann um Erklärungen dafür, weshalb bestimmte Züge der so untersuchten Interpretation nicht korrekt sind. Hier entsteht in gewisser Hinsicht eine Asymmetrie: Das Korrekte bedarf keiner Erklärung, die auf die Entstehungsbedingungen zurück geht, das Falsche indes bedarf dieser Erklärung eher oder überhaupt. Aber wenn man es nicht auf Geltungsansprüche bezieht? Immerhin gibt es psychologische Untersuchungen des Verstehensvorgangs; aber diese Untersuchung auf den zeitgedehnten, ja zeitlich nicht vorab limitierten, wissensintensiven, mit permanenten Möglichkeiten der Selbstkontrolle und des

ausufernden Wissenserwerbs begleiteten Vorgang des wissenschaftlichen Interpretierens zu übertragen, macht jeden Schluss von den psychologischen Experimentalszenarien zu einem *ökologischen* Fehlschluss. Auch wenn es vermutlich niemand machen würde, aber das Spur-Konzept samt der eingearbeiteten Philosophie könnte daraus zumindest prinzipiell Sinn machen: Die Entstehung einer Interpretation ebenso zu verfolgen, wie die Erzeugung experimenteller Tatsachen. Ich denke, es gibt hier einen wesentlichen Unterschied: Wenn überhaupt von der Geltung, von irgendeiner epistemischen Qualität einer Interpretation die Rede sein soll, dann findet man sie nicht im Erzeugungsvorgang der Interpretation, und man kann sie darüber auch nicht erklären. Es wäre stattdessen ein ganz anderer Rahmen der Rekonstruktion zu wählen, doch das kann ich hier nicht weiter verfolgen.

#### IV

Ich komme zu meinem dritten und letzten Beispiel, nämlich zu einem Beitrag »Spurenlesen als epistemologischer Grundbegriff« von Werner Kogge. Das Spur-Konzept wird hier gewählt, weil es eine Verbindung zu stiften vermag zwischen Konstruktivismus und Realismus:

Spurenlesen ist, obgleich in einer Bewegung der relativen Distanzierung, stets unablösbar in eine Materie verwickelt, mit der es – gerade aufgrund dieser Verwickeltheit – Erfahrung macht.<sup>66</sup>

Das hört sich vielversprechend an, denn Ähnliches ließe sich über das Interpretieren eines Texte sagen. Doch die Erwartung wird jäh zerstört, wenn man zu den Ausführungen kommt, die das *Spurenlesen* explizit vom *Textlesen* abgrenzen. Sieht man sich nun an, wie diese Entgegensetzung konzeptionalisiert wird, dann ist der Irrtum überaus schlicht, so dass ich das

---

<sup>66</sup> Werner Kogge, Spurenlesen als epistemologischer Grundbegriff: Das Beispiel der Molekularbiologie. In: Spur. Spurenlesen als Orientierungstechnik und Wissenskunst, hrsg. von Werner Kogge/ Sybille Krämer/ Gernot Grube, Frankfurt/M., S. 182-221, hier: S. 183. – Ohne theoretische Erhellung *auch* Ulrich Veit, Tobias L. Kienlin und Christoph Kümmler, ‚Spuren und Botschaften: Interpretationen materieller Kultur‘. Bilanz und Perspektiven. In: Id. et al. (Hg.), Spuren und Botschaften: Interpretationen materieller Kultur. Münster/New York/München/Berlin 2003, S. 545-555.

hier nur kurz anzusprechen brauche: Weil der Text in einer bestimmten Sprache abgefasst ist, gebe es für diese Spuren ein »Ableesen« und nicht, wie bei naturwissenschaftlichen Spuren, ein »Auflesen« und »Herauslesens«. So einfach ist das, wenn der Blick in Nachbars Garten fällt.<sup>67</sup> Fraglos ist ein Text (auch) in einer Sprache verfasst – und sprachliche Notationssysteme sind anders als andere Notationssysteme. Aber daraus folgt nicht, dass das philologische Interpretieren ein *Ableesen* ist, nicht einmal, dass sich die Sprache leicht identifizieren lässt, in der etwas geschrieben wurde.

Nur ein kleines Beispiel, das beide Punkte illustriert: In einem Shakespeare-Stück taucht das Wortungetüm *Honorificabilitudinitatibus* auf (vom Narren Constand aus *Love Labour's Lost* V, 1 verwendet). Man frage nicht, welcher Sprache das Wort angehört. Man könnte es in die lange Tradition unsinniger Wortschöpfungen einordnen – etwa in die Tradition der Verwendung von semantisch (anscheinend) sinnlosen Wörtern, »Wortungeheuern« in lateinischen Texten, die mitunter in griechischen Zeichen geschrieben wurden und die, in welcher Hinsicht auch immer, als »magisch« galten.<sup>68</sup> Das ist die erste *Spur*. Es klingt nach Latein. Doch *normales* Latein kann es nicht sein, zumal für Shakespeare ‚small Latin‘ gilt.<sup>69</sup> Seine Bedeutung als Dativ oder *ablativus pluralis* von *honorificabilitudinitas* dürfte zusammengesetzt sein aus *honorificare*, gedeutet als *honoribus et dignitatibus cumulare*, sowie *tudinare* als *percutere* oder *negotari* mit der Bedeutung einer Überhäufung mit äußerlichen Ehrenbezeugungen. Dies ist die zweite aufgelesene *Spur*. Das Wort ist zudem keine Neukreation; es findet sich bereits in Dantes *De vulgari eloquentia*, und zwar als Exemplifikation dafür, dass eine bestimmte Silbenzahl die Rhythmen eines Gedichtes überfordere, mit diesem Beispiel

---

<sup>67</sup> Ich kann es mir nicht verkneifen eine allbekannte Stelle Nietzsches aus *Der Wille zur Macht* anzuführen: „[...] einen Text ablesen zu können, ohne eine Interpretation dazwischen zu mengen, ist die späteste Form der ‚inneren Erfahrung‘ – vielleicht eine ganz unmögliche“.

<sup>68</sup> Zu Hinweisen etwa Albrecht Dieterich, ABC-Denkmäler. In: *Rheinisches Museum* 56 (1901), S. 77-105, Michael Donderer, Merkwürdigkeiten im Umgang mit griechischer und lateinischer Schrift in der Antike. In: *Gymnasium* 102 (1995), S. 97-122.

<sup>69</sup> Hierzu Thomas Whitfield Baldwin, *William Shkaespeare's Small Latin & Lesse Greek*. Urbana 1944.



eines Dreizehnsilbers als *longissima dictio*.<sup>70</sup> Dies ist die dritte aufgelesene *Spur*, nämlich dass das Ungetüm etwas Bestimmtes exemplifiziert: Es selbst stellt eine Überhäufung dar, die eine andere Überhäufung exemplifiziert. Eine andere *Spur* ließe sich in Analogie zu Umberto Ecos Roman *Der Name der Rose* verfolgen. Nur erwähnt sei die Episode des Lesens konkreter (Pferde-)Spuren als ein Erschließen. Aber nicht sie ist es, sondern die Episode, in der Adson in der Bibliothek ein Exemplar des Virgilius findet, eine Passage liest und verwundert fragt: „Was ist das für eine Sprache?“ Worauf William antwortet: „Latein, aber ein selbsterfundenes Latein, das er viel schöner fand.“<sup>71</sup> Das Wortungetüm kann nicht nur etwas exemplifizieren, sondern auch etwas sein: nämlich *schön*, respektive *schöner als*.<sup>72</sup>

Doch es lässt sich noch eine weitere *Spur* auflesen, denn der Ausdruck wurde auch semantisch gedeutet, und das ist mitnichten ein Ablesen, sondern diese Deutung kommt zustande durch eine Veränderung der Buchstabenabfolge. Das Ungetüm heißt dann: »Hi ludi, tuiti sibi, Fr. Bacono nati«. <sup>73</sup> Es würde sich dann um eine in Gestalt eines Anagramms, eines

---

<sup>70</sup> Es sind zeitlich zu Shakespeare nähere Verwendungen des Ausdrucks ausgemacht worden: James D. Butler in: *Notes and Queries* 9<sup>th</sup> S. IX (1902), S. 243-244, John T. Curry in: ebd., S. 371-372, George Stronach, in: ebd., S. 494, F. C. Morgan in: ebd. October 1978, S. 445. Ohne Hinweis auf Dante dafür aber auf Erasmus von Rotterdams Adagia „Hamaxiaea“ James Hutton, *Honorificabilitudinitatibus*. In: *Modern Language Notes* 46 (1931), S. 392-395.

<sup>71</sup> Eco, *Der Name der Rose*. Aus dem Italienischen von B. Kroeber. München 1982, S. 399. Der gemeinte Vergilius Maro hat um die Mitte des 7. Jhs. zwei grammatische Werke verfasst, die 15 *Epitomae* sowie die 8 *Epistolae*. 1979 erfolgte eine erneute Ausgabe in lateinischer Sprache mit italienischer Übersetzung, vgl. *Virgilio Marone grammatico, Epitomi ed Epistolae*. Edizione critica a cura di G. Polara. Traduzione di L. Caruso e G. Polara. Con una Nota e un'Appendice. Napoli 1979.

<sup>72</sup> Ecos Roman lässt sich passagenweise auch als eine Thematisierung des Interpretierens ‚lesen‘; bedeutsam ist denn auch eine Geheimschrift mit normalerweise unsichtbaren Lettern und geschrieben in einem Alphabet aus Tierkreiszeichen; William vermag freilich den Text mit herkömmlichen Annahmen zu entschlüsseln.

<sup>73</sup> Vgl. William F. Friedman und Elizabeth S. Friedman, *The Shakespearian Ciphers Examined. An Analysis of Cryptographic Systems Used as Evidence That Some Author Other Than William Shakespeare Wrote the Plays Commonly Attributed to Him*. Cambridge 1957, S. 102ff; dort werden eine Vielzahl kryptographischer Argumente für die diversen Vermutungen zur Verfasserschaft der Werke Shakespeares erörtert. Nur erwähnt sei, dass Friedman als „Chief of signal Officer“ eine Sammlung von kryptographischen Aufsätzen herausgegeben hat, vgl. War Department, *Articles on Cryptography and Cryptoanalysis*. Reprinted from the signal corps bulletin. Prepared under the direction of Chief signal Officer. Washington 1942.

Kryptogramms verborgene Autorensignatur zur Sicherung der Verfasserschaft handeln. Auch das wäre eine alte Praxis – nicht zuletzt als Akrosticha, die erlauben, einen anonymen Text einem Verfasser zuzuschreiben (sogenannte Verfasserakrosticha).<sup>74</sup> Im 17. Jahrhundert wird es keine Seltenheit mit Hilfe unsinniger Buchstabenfolgen eminente Bedeutung zu verbinden – etwa dann, wenn es um die verschlüsselte Wiedergabe naturwissenschaftlicher Entdeckungen handelt, bei denen man die eigene Priorität vorab zu sichern suchte<sup>75</sup>: Galilei, Huygens<sup>76</sup> und Newton sind nur einige Beispiele,<sup>77</sup> und es gibt selbst Laborprotokolle, die chiffriert wurden

---

<sup>74</sup> Vgl. u.a. Werner Wunderlich, Anonymität – Akrostichon – Autorschaft. Johann II. von Simmern. In: Felix Philipp Ingold und W. Wunderlich (Hg.), Fragen nach dem Autor. Positionen und Perspektiven. Konstanz 1992, S. 73-88, John L. Flood, Offene Geheimnisse. Versteckte und verdeckte Autorschaft im Mittelalter. In: Elizabeth Andersen et al. (Hg.), Autor und Autorschaft im Mittelalter. Tübingen 1998, S. 370-396.

<sup>75</sup> Zu den seit dem 17. Jahrhundert zunehmenden Prioritätsstreitigkeiten u.a. Jerry Gaston, Secretiveness and Competition for Priority of Discovery in Physics. In: *Minerva* 9 (1971), S. 472-492.

<sup>76</sup> Die Buchstabenfolge: aaaaaaaccccddeeeeeghiiiiiiiiiiiiiLllnnnnnnnnnnnooooppqrrstttttuuu findet sich aufgelöst in Id., *Systema Satvrnivm, Sive De causis mirandorum Satvrni Phaenomenyn, Et Comite ejus Planeta Novo*. Hagae-Comitis 1659, S. 47: [...]; quae suis locis repositae hoc significant, Annulo cingitur, tenui, plano nusquam cohaerente, ad eclipticam inclinato.“ Es geht um die (in der Zeit) rätselhaften Erscheinungen beim Saturn. Hierzu auch Albert van Helden, ‚Annulo Cingitur‘: The Solution of the Problem of Saturn. In: *Journal of the History of Astronomy* 5 (1974), S. 155-174, zum Hintergrund auch Id., Id., Saturn and his anses. In: *Journl for the History of Astronomy* 5 (1974), S. 105-121, Id., Huygens and the Astronomers. In: Hendrik Jan Maarten Bos und Martin J. S. Rudwick (Hg.), *Studies on Christian Huygens* [...]. Lisse 1980, S. 147-165, Id., Huygen’s ring, Cassini’s devision, and Saturn’s children. Washington 2004, Bernhard Hassenstein, Erklären und Verstehen in den Naturwissenschaften. In: Werner Marx (Hg.), *Verstehen und Auslegen*. Freiburg i.B. 1967, S. 100-123. Zu einem weiteren Beispiel vgl. Phyllis Allen, Problems Connected with the Development of the Telescope (1609-1687). In: *Isis* 34 (1943), S. 302-311, hier S. 304/305: „Hooke himself discovered ,a way, wherby a segment of a spherical glass may be made to magnify the object to the very edges, and so to perform the effect of a conic section’. He did not divulge his method, but concealed it in the following cipher, which he dis not explained: a c e f I l n o p r s t u x/4 4 8 3 2 2 4 2 6 4 3 4 2. The cipher was disclosed to the President of the RoyaL Society, Lord Brouncker, and to Dr. Wren, who reported favorably on it. Dr. John Wallis and Flamsteed waxed quite indignant over the secrecy involved, and the latter wrote to Lord Braunecker suggesting rather strongly that Hooke inform his fellow-countrymen on the matter. No one, either then or since then, has ever solved the cipher, so that Hooke’s idea remains a mystery to this day.“

<sup>77</sup> Vgl. auch W. Benham, The Gauss Anagram: An Alternative Solution. In: *Annals of Science* 31 (1974), S. 449-455.

wie etwa von Robert Boyle.<sup>78</sup> Eine solche Deutung kann eine Rolle spielen angesichts der Vermutung, der eigentliche Autor der Shakespeare-Stücke sei Francis Bacon gewesen. Diese berühmt-berüchtigte Theorie ist der literaturwissenschaftliche Beitrag Georg Cantors, des eminenten Mathematikers. Zwar handelt es sich für nicht wenige in der *scientific community* um eine Theorie, die eher als *a lunatic rubbish* erscheint<sup>79</sup>; für den Blick des Laien auf dieses Feld des Spurenlesens verdient sie allerdings allein schon deshalb Glaubwürdigkeit, weil so unterschiedliche Laien wie Bismarck, Sigmund Freud oder Charlie Chaplin an sie geglaubt haben – und das könne nun wirklich kein Zufall sein!<sup>80</sup> Nach dem Kriterium Descartes‘ für

---

<sup>78</sup> Vgl. Lawrence M. Principe, Robert Boyle’s Alchemical Secrecy: Codes, Ciphers and Concealments. In: *Ambix* 39 (1992), S. 63-74, zum Hintergrund auch Louis Trenchard More, Boyle as Alchemist. In: *Journal of the History of Ideas* 2 (1941), S. 61-76, zudem Michael Hunter et al., The Boyle Papers. Understanding the Manuscripts of Robert Boyle. Aldershot 2007, Id. und Charles Littleton, The Work-Diaries of Robert Boyle: A Newly discovered source and its internet publication. In: *Notes and Records of the Royal Society of London* 55 (2001), S. 373-390.

<sup>79</sup> Vgl. u.a.: Die Rawley’sche Sammlung von zweiunddreissig Trauergedichten auf Francis Bacon. Ein Zeugnis zu Gunsten der Bacon-Shakespeare-Theorie. Mit einem Vorwort herausgegeben von Georg Cantor. Halle 1897. Zu Cantors Darlegungen u.a. Hans Joachim Ilgand, Zur Biographie von Georg Cantor: Georg Cantor und die Bacon-Shakespeare-Theorie. In: *NTM* 19 (1982), S. 31-49, ferner Christian Tapp, Kardinalität und Kardinäle. Wissenschaftshistorische Aufarbeitung der Korrespondenz zwischen Georg Cantor und katholischen Theologen seiner Zeit. Stuttgart 2005, S. 195-217, wo allerdings kaum Neues zu dieser Frage geboten wird.

<sup>80</sup> Zwar gab es Vorläufer, doch begonnen hat alles mit *The Philosophy of the Plays of Shakespeare Unfold*, ein Werk, das 1857 unter dem Namen Delia Bacon (1811-1859) erschien – zu ihr Theodore Bacon, *Delia Bacon: A Biographical Sketch*. London 1888. Aus der Fülle an Literatur: Edwin Bormann (1851-1912), *Francis Bacons Reim-Geheimschrift und ihre Enthüllungen*. Leipzig 1906, oder Bruno Eelbo (1853-1917), *Bacons entdeckte Urkunden*. Leipzig 1914, der in vier Bänden »Die Lösung der Bacon-Shakespeare-Frage« verspricht. Im Aufspüren von Anagrammen wohl unübertroffen Walter Begley (1845-1905), vgl. Id., *Is It Shakespeare. The Great Question of Elizabethan Literature. Answered in the Light of New Relations and Important Contemporary Evidence Hitherto Unnoticed. By a Cambridge Graduate [d.i. Walter Begley]*. London 1903, Id., *Bacon’s nova resuscitatio, or. The Unveiling of His Concealed Works and Travels*. 3. Bde. London 1905, der Band II hat als Untertitel: *Exit Shakespeare*, der Band III: *Enter Bacon*, ferner Ignatius Donnelly, *The Great Cryptogram: Francis Baons’s CIPHER in The So-called Shakespeare Plays*. Vol. I und II. London 1888 (beide Bände sind durchgehend paginiert), William Stone Booth (1864-1926), *Some acrostic signatures of Francis Bacon*. Boston 1909, Id., *The Hidden Signatures of Francesco Colonna and Francis Bacon. A Comparison of Their Methode*. Boston 1910, Id., *Subtle Shining Secrecies Writ in the Margents of Books Generally Ascribed to William Shakespeare, the Actor and here Ascribed to William Shakespeare, the Poet*. Boston 1925.- Mittlerweile steht allerdings weniger Bacon im Verdacht der Verfasserschaft als vielmehr Edward de Vere (1550-1604), der 17. Earl of Oxford, hierzu Charlton Ogburn, *The Man Who Was Shakespeare: A*

moralische Gewißheit, das er an einer Form der Textinterpretation in seinen *Principia* illustriert und das später immer wieder aufgegriffen werden sollte, nicht zuletzt und noch am Beginn des 18. Jahrhunderts zur Illustration der naturwissenschaftlichen Hypothesenbildung, wäre die Entschlüsselung des Wortungetüms eine vollkommen akzeptable Interpretation<sup>81</sup> – und postmoderne Textinterpretieren kommen in der Regel mit noch weniger aus und verharren bei – wenn man so will - vorcartesianischen Auffassungen. Das von Descartes gewählte Beispiel ist zum einen in der Zeit hochsignifikant,<sup>82</sup> zum anderen als Imagination einer Verschlüsselung selbst für die Zeit überaus simpel.<sup>83</sup>

---

Summary of the Case Unfolded. McLean 1995, sowie Walter Klier, *Das Shakespeare-Komplott*. Göttingen 1994, ferner »Zum Stand der Diskussion« der erste Band des *Neues Shake-Speare Journal* und jüngst Barry R. Clarke, *The Shakespeare Puzzle. A Non-esoteric Baconian Theory*. 2007, Internet-Publikation: <http://barryispuzzled.com/shakpuzz.pdf>, ferner James Shapiro, *Contested Will. Who wrote Shakespeare?* London 2010. - Aus der Vielzahl von Publikationen zum Thema seien nur zwei herausgegriffen: Kuno Fischer (1824-1907), *Shakespeare und die Bacon-Mythen*. Festvortrag [...]. Heidelberg 1895, oder Eduard Engel (1851-1938), *Shakespeare-Rätsel*. 4. Auflage. Leipzig 1919.

<sup>81</sup> Vgl. Descartes, *Die Prinzipien der Philosophie* [*Principia philosophiae*, 1644]. Übersetzt und erläutert von Arthur Buchenau. Hamburg (1922) 1955, IV. Teil, § 205, S. 247, wo es nach seinem berühmten Uhrenbeispiel heißt: „Um indes hier über Wahrheit sich nicht zu täuschen, so bedenke man, daß manches für moralisch gewiß gehalten wird, obgleich es in Rücksicht auf die Allmacht Gottes ungewiß ist. Wenn z.B. jemand einen Brief lesen will, der in lateinischen Buchstaben geschrieben ist, aber bei dem diese nicht in ihrer wahren Bedeutung hingestellt sind, und wenn er deshalb annimmt, daß überall, wo ein A stehe, ein B zu lesen sei, und wo ein B ein C, und daß so für jeden Buchstaben der nächstfolgende zu nehmen sei, und wenn er dann findet, daß auf diese Weise sich lateinische Worte daraus bilden lassen, so wird er nicht zweifeln, daß der wahre Sinn des Briefes in diesen Worten enthalten sei. Obgleich es nur auf einer Vermutung beruht, und es möglich bleibt, daß der Schreiber nicht die nächstfolgenden, sondern andere an Stelle der wahren gesetzt und so einen anderen Sinn darin verborgen hat, so ist dies doch so wenig wahrscheinlich, daß es nicht glaublich ist.“ D’Alembert wählt in seiner Untersuchung zur Wahrscheinlichkeit das Beispiel dreier Zeichenketten mit jeweils 25 Buchstaben: CONSTANOPOLITANENSIBUS, AABCEIILLNNNNNOOOPSSTTV, sowie NBSAEPTOLNOIAVOSTNISNICTN. Nach der mathematischen Theorie seien alle drei Ketten gleich wahrscheinlich, aber man würde nach d’Alembert schnell erkennen, dass die dritte Kette nicht gleichwahrscheinlich ist zu den beiden ersten, vgl. D’Alembert *Oeuvres philosophiques, historiques, et littéraires d’Alembert*. Ed. Jean Francois Bastien. Paris 1805, Tom. IV, S. 305.

<sup>82</sup> Zur Entwicklung von Kryptologie angesichts der Diplomatie neben Aloys Meister, *Die Anfänge der moderenen diplomatischen Geheimschriften*. Beiträge zur Geschichte der italienischen Kryptographie des XV. Jahrhunderts. Paderborn 1902, Id., *Die Geheimschrift im Dienste der päpstlichen Kurie*. Von ihren Anfängen bis zum Ende des XVI. Jahrhunderts. Paderborn 1906, Ernst Dröscher, *Die Methode der Geheimschriften (Ziffernschriften) unter Berücksichtigung ihrer ge-*

Hinzuweisen wäre auf die *ars notaria*,<sup>84</sup> auf die „Tironische Noten“ als die übliche Bezeichnung für die römische Kurzschrift. Angeblich soll Ciceros Sklave und Sekretär, M. Tullius

---

schichtlichen Entwicklung. Leipzig 1921, David Kahn, *The Codebreakers. The Story of Secret Writing*. New York 1996, S. 106-156, erhellend für die mathematischen Anfänge Peter Pesic, François Viète, *Father of Modern Cryptanalysis – Two New Manuscripts*. In: *Cryptologia* 21 (1997), S. 1-29, auch Albert C. Leighton, *Some Examples of Historical Cryptanalysis*. In: *Historia Mathematica* 4 (1977), S. 319-337, sowie Ralph E. Weber, *United States Diplomatic Codes and Ciphers 1775-1938*. Chicago 1978, Gustavus J. Simmons, *Cryptology: The Mathematics of Secure Communication*. In: *Mathematical Intelligencer* 1 (1979), S. 233-249. – Am Beginn des 19. Jahrhunderts erscheint ein Werk mit dem vielsagenden Titel: *Die Kunst, geheime Schriften zu entziffern, für Feldherrn, Gesandtschafts-Sekretäre, Beamten der geheimen Kabinetten, Polizeibeamten, Post-officianten, Diplomaten, u.a.m.* Leipzig 1808, in der Vorrede des anonymen Textes heißt es: „Der Herausgeber dieser Bogen glaubt, daß eine Anleitung zur Entzifferungskunst Zeitbedürfniß sey.“ Ferner Piero Lucchi, *A 16<sup>th</sup> Century Cryptographic Treatise: Agostino Amadi's Zifre, Between Humanistic Culture and Practical Mathematics*. In: Michele Emmer (Hg.), *Mathematics and Culture IV*. Berlin 2007, S. 39-50. Zu einem Beispiel aus dem 18. Jahrhundert John Davys (1678-1724), *An Essay on the Art of Decypering. In which is inserted a Discourse of Dr. Wallis. Now first publish'd from an original manuscript in the publick library in Oxford. London 1737*. Mit Wallis ist der Mathematiker John Wallis (1616-1703) gemeint. – Zur neueren Entwicklung u.a. Whitfield Diffie und Martin E. Hellman, *New Directions in Cryptography*. In: *IEEE Transactions on information theory* 22 – 6 (1976), S. 644-654.

<sup>83</sup> Zahlreiche Hinweise auf das Nachleben antiker Vorstellung zum Verschlüsseln von Texten bietet Wilhelm Süß, *Ueber antike Geheimschreibmethoden und ihr Nachleben*. In: *Philologus* 78 (1923), S. 142-175, ferner Bernhard Bischoff, *Übersicht über die nichtdiplomatischen Geheimschriften des Mittelalters* [1954]. In: Id., *Mittelalterliche Studien III*. Stuttgart 1981, S. 120-148, Charles J. Menelsohn, *Blaise de Vignère and the 'Chiffer carré'*. In: *Proceedings of the American Philosophical Society* 82 (1940), S. 103-129; zudem David Kahn, *On the Origin of Polyalphabetic Substitution*. In: *Isis* 71 (1980), S. 122-127, vornehmlich zu Leon Battista Alberti (1404-1472). – Zur Kryptogramm in der Literatur scheint es keine umfassende Untersuchung zu geben; zu einem Beispiel vgl. Grover Smtih, *The Cryptogram in Joyce's Ulysses: A Misprint*. In: *PMLA* 73 (1958), S. 446-447.

<sup>84</sup> Vgl. u.a. Valentin Rose, *Ars Notaria. Tironische Noten und Stenographie im 12. Jahrhundert*. In: *Hermes* 8 (1874), S. 303-326, Christian Johnen, *Geschichte der Stenographie* [...]. Berlin 1911, Arthur Mentz, *Das Fortwirken der römischen Stenographie*. In: *Neue Jahrbücher für das Klassische Altertum* 19 (1916), S. 493-517, Id., *Die tironischen Noten. Eine Geschichte der römischen Kurzschrift*. In: *Archiv für Urkundenforschung* 17 (1942), S. 222-235; Id., *Die Tironischen Noten. Eine Geschichte der römischen Kurzschrift*. Berlin 1942, Id., *Drei Homilien aus der Karolingerzeit in Tironischen Noten*. Bayreuth 1941, zudem Harald Hagendahl, *Die Bedeutung der Stenographie für die spätlateinische christliche Literatur*. In: *Jahrbuch für Antike und Christentum* 14 (1971), S. 24-38, Herbert Boge, *Griechische Tachygraphie und Tironische Noten*. Hildesheim/New York 1974, Martin Hellmann, *Tironische Noten in der Karolingerzeit am Beispiel eines Persius-Kommentars aus der Schule von Tours*. Hannover 2000, auch Carl Nordenfalk, *An Early Medieval Shorthand Alphabet*. In: *Speculum* 14 (1939), S. 443-447. – Zudem Johannes Minos, *Ein neuentdecktes Geheimschriftsystem der Alten. Mit Proben* [...]. Und mit einem Nachwort über Akrostisches bei den klassischen Dichtern der Griechen und Römer. Leipzig 1901.



Tiro, der Erfinder der römischen Tachygraphie gewesen sein,<sup>85</sup> wobei allerdings unterschiedliches mit dieser Bezeichnung gemeint sein konnte.<sup>86</sup> Verwendet wurden sie beispielsweise zur Kennzeichnung der Entlehnung aus anderen Texten<sup>87</sup> sowie zur Markierung etwa am Rand der Seite (als Marginalnoten), die in mehr oder weniger verschlüsselter Form dem Leser Angaben zu dem bieten, was ihn an dieser Stelle (etwa an Belehrung) erwartet. So berichtet Johannes von Salisbury, dass *notae* verwendet würden, um in den verschiedenen Arten von Schriften das (schnell) auffinden zu können, was klar, und das, was dunkel, sowie das, was gewiss oder was ungewiss sei – und vieles andere mehr. Freilich sei die *ars notaria*, wie Johannes bedauernd bemerkt, mittlerweile eher ungebräuchlich geworden.<sup>88</sup> Festgehalten wurde: „Das auf den ‚tironischen‘ Noten begründete stenographische System lebt im Mittelalter in reicher und mannigfaltiger Nachwirkung, von 1000 ab werden die Spuren zunehmend schwächer und schließlich herrscht völlige Vergessenheit der Sache.“<sup>89</sup>

---

<sup>85</sup> Kritisch hierzu W. C. McDermott, M. Cicero und M. Tiro. In: *Historia* 21 (1979), S. 259-286.

<sup>86</sup> Vgl. Arthur Mentz, Die Entstehungsgeschichte der römischen Stenographie. In: *Hermes* 66 (1931), S. 369-386, Boge, Griechische Tachygraphie, sowie Id., Untersuchungen zur altgriechischen Tachygraphie und zur Frage der Priorität ihrer Erfindung. Berlin 1963, Oskar Lehmann, Die tachygraphischen Abkürzungen der griechischen Handschriften. Hildesheim 1965, Hans Carel Teitler, *Notarii and Exceptores: An Inquiry in to Role and Significance of Shorthand Writers in the Imperial and Ecclesiastical Bureaucracy of the Roman Empire (From the Early Principiate to c. 450 A.D.)*. Amsterdam 1985, David Ganz, On the History of Tironian Notes. In: Id. (Hg.), *Tironische Noten*. Wiesbaden 1990, S. 35-51.

<sup>87</sup> Vgl. u.a. Patrick McGurk, Citation Marks in Early Latin Manuscripts (with a List of Citation Marks in Manuscripts Earlier Than A.D. 800 in English and Irish Libraries). In: *Scriptorium* 15 (1961), S. 3-13, Michael M. Gorman, Source Marks and Chapter Divisions in Bede's Commentary on Luke. In: *Revue Bénédictine* 112 (2002), S. 246-290, auch James Shiel, A Set of Greek Reference Signs in the Florentine ms. of Boethius' Translation of the *Prior Analytics* (BN, Conv. Soppr. J VI 34). In: *Scriptorium* 38 (1984), S. 327-342.

<sup>88</sup> Johannes von Salisbury, *Metalogicon* [1159], lib. I, cap. XXX (*PL* 199, Sp. 823-946, hier Sp. 850): „Sunt et notae quae scripturarum distinguunt modos, ut deprehendatur quid in eis lucidum, quid obscurum, quid certum, quid dubium; et in hunc modum, plurima. Pars haec tamen artis jam ex maxima parte in desuetudinem abiit: adeo quidem ut studiosissimi litterarum merito quarantur, et fere lugenat, rem utilissimam et tam ad res retinendas quam intelligendas efficacissimam, majorum nostrorum invidia aut negligentia artem dico deperisse notariam.“

<sup>89</sup> Wilhelm Süß, Ueber antike Geheimschreibmethoden und ihr Nachleben. In: *Philologus* 78 (1923), S. 142-175, dort S. 152.

Eine komplexe kryptographische Anweisung lässt sich in Bacons ‚binärer Geheimschrift‘ sehen.<sup>90</sup> Doch fällt diese ‚Geheimschrift‘ weit hinter dem Stand der Zeit zurück, wenn man an das ingenöseste Verschlüsselungssystem der Zeit, an *Le chiffre indéchiffrable* von Blaise de Vigenère denkt, das er 1586 veröffentlichte und für die erst ein so ingenöser Mathematiker wie Charles Babbage zu Beginn des 19. Jhs. einen mathematischen Entschlüsselungs- ‚Schlüssel‘ gefunden hat.<sup>91</sup>

Das Wenige, das Descartes für dieses Problem an der betreffenden Stelle seines Uhren-Beispiels anzubieten hat,<sup>92</sup> ist die Zurücknahme der Gewißheitsansprüche. Dabei kommt es zu einer überraschenden Wahl des Beispiels, das bislang offenbar nie im Zusammenhang mit dem bekannten Uhren-Beispiel gewürdigt wurde.<sup>93</sup> Descartes versucht dem Leser seine Ansicht, dass eine solche Zurücknahme ein erträgliches Maß nicht überschreite, also nicht jeden Wissensanspruch zu zerstören drohe, sondern noch eine *certitudo moralis ad usum vitae* biete, durch einen Vergleich zu plausibilisieren: Es ist der Vergleich mit der Interpretation eines Textes, genauer: seiner Decodierung, und der praktischen Genügsamkeit einer solchen Interpretation, wenn sie alle Teile dieses Textes in ‚stimmiger‘ Weise deutet, so dass das

---

<sup>90</sup> Vgl. Bacon, *De dignitate et augmentis scientiarum*, libros IX. In: James Spedding, Robert Leslie Ellis und Douglas Denon Heath (Hrg.), *The Works of Francis Bacon* [...]. Vol. I. London (1857) 1889, S. 423-837, lib. VI, cap. 1, S. 650ff; hierzu auch die Darstellung bei Martin Gardner, *Bacons Geheimnis*. In: Id., *Bacons Geheimnis. Die Wurzeln des Zufalls und andere numerische Möglichkeiten* [Auswahl aus: *Knotted doughnuts and other mathematical entertainments*, 1986]. Frankfurt/M. 1990, S. 59-72. F. G. Heath, *Origins of the Binary Code*. In: *Scientific American* 227 (1972), S. 76-83, sieht bei Bacon den Ursprung des binären Codes. Zudem, ferner – allerdings mit einem recht weiten Verständnis von ‚Kryptologie‘, das Bacons allegorische Ausdeutungen antiker Mythen einschließt – Peter Pesic, *The Clue to the Labyrinth: Francis Bacon and the Decryption of Natures*. In: *Cryptologia* 24 (2001), S. 193-211. Die lose aufeinander bezogenen Aufsätze in Id., *Labyrinth: A Search for the Hidden Meaning of Science*. Cambridge 2000, zeigen, dass es dem Verfasser nur wenig um kontextualisierte historische Analysen geht.

<sup>91</sup> Hierzu Simon Singh, *Geheime Botschaften: Die Kunst der Verschlüsselung von der Antike bis in die Zeiten des Internet* [The Code Book, 1999]. München/Wien 2000, S. 65ff; zu Babbage John Michael Dubbey, *The Mathematical Work of Charles Babbage*. New York 1978.

<sup>92</sup> Vgl. Descartes, *Principia philosophiae* [1643]. Ultima editio [...]. Amsterdami 1692, pars quarta, § CCIV, S. 220.

<sup>93</sup> Auch nicht in der wegweisenden Studie von Laurens Laudan, *The Clock Metaphor and Probabilism: The Impact of Descartes on English Methodological Thought, 1650–1665*. In: *Annals of Science* 22 (1966), S. 74–104



*Ganze einen Sinn* hat. Diese Parallelisierung mit der epistemischen Situation der Interpretation wird gegen Ende des 17. Jahrhunderts zu einer beliebten Analogie, wenn man sich mit den diffizilen Problemen der Evaluation naturwissenschaftlicher Theorien beschäftigt.

Doch die Illustration ist, offenbar von Descartes unbemerkt, überaus problematisch und sie zeigt aus der Sicht der *hermeneutica* gerade das nicht, wofür sie angeführt wird. Zwar sei nicht auszuschließen – so lassen sich die Überlegungen Descartes' zusammenfassen –, dass die vorgelegte Entzifferung eines Textes, obwohl sie zu einem sinnvollen Ergebnis geführt habe, *nicht* die (intendierte) Bedeutung des Textes wiedergibt; denn es bleibe eine weitere, hiervon unterschiedene, aber gleichfalls sinnvolle Bedeutungszuweisung an den Text *möglich*. Für Descartes ist dies allerdings ‚unwahrscheinlich‘ („non credible videatur“). Seine Behauptung einer solchen Inkredibilität ist in zweifacher Hinsicht aufschlußreich: *Erstens*, er schließt nicht grundsätzlich aus, dass es zu ein und demselben Text mehr als nur eine Interpretation (Entzifferung; *ars decifratoria*) geben *kann*, die sich anhand von ‚Textdaten‘ allein nicht mehr (evaluativ) unterscheiden lassen – eine Parallele zu den *kinematisch* äquivalenten drei kosmologischen Theorien; *zweitens*, seine Behauptung der Inkredibilität läßt sich *nicht* aus der Bestimmung der Wahrscheinlichkeit – bemessen an der Übereinstimmung mit den ‚Textdaten‘ – ableiten, denn die in diesem Fall anzunehmende Beziehung besagt: Die Interpretation *I* ist moralisch gewiß genau dann, wenn es inkredibel ist, dass es eine Interpretation *I*• gibt, welche die gleichen Anforderungen wie *I* erfüllt.

Faßt man die moralische Gewißheit als einen Grad der Wahrscheinlichkeit auf – von Wahrscheinlichkeit spricht Descartes an dieser Stelle nicht –, dann wird die Besonderheit dieses Begriffs im vorliegenden Zusammenhang deutlich. Das Definiendum besagt in anderer Formulierung, dass *I* und *I*• gleichwahrscheinlich sind (im Hinblick auf die ‚Textdaten‘). Nun kann aber die moralische Gewißheit kein Grad der Wahrscheinlichkeit auf der Grundlage *dieses* Wahrscheinlichkeitsbegriffs sein. Das heißt, dass der Begriff der moralischen Gewißheit auf einer anderen Basis, zumindest mit Hilfe zusätzlicher Annahmen zu bestimmen ist. Hierfür nun finden sich bei Descartes keine Hinweise – vermutlich sollte die Plausibilität des illustrierenden Exempels, die Entzifferung (Interpretation), gerade diese Lücke füllen. Wohl an keinem zweiten Beispiel läßt sich so leicht demonstrieren, dass die Möglichkeit alterna-

tiver, unter dem Kriterium der Zuweisung einer ‚sinnvollen‘ Bedeutung gleichrangiger Interpretationen *fortwährend* besteht, und dass die Inkredibilität alternativer Interpretationen eine Verführung des individuellen Sinn-Erlebnisses ist: Überhaupt eine sinnvolle Dechiffrierung bei einem scheinbar vollkommen unverständlichen Text gefunden zu haben, mag das ausgeprägte Gefühl erzeugen, dass es die mit größter Wahrscheinlichkeit richtige ‚Auslegung‘ sei.

Freilich ist es ein Fehlschluß aufgrund gleichsam ganzheitlicher Evidenz, und so kann denn auch das Gefühl trügen. Das läßt sich beim Wechsel der Perspektive vom Dechiffrieren zu den Möglichkeiten des Chiffrierens erkennen. Eine Chiffrierung besteht aus einem zu chiffrierenden Text, dem Chiffrierungsschlüssel und dem neugebildeten Text. Aufgrund der Variabilität von Chiffrierungsschlüsseln ist bei dem neugebildeten Text und dem durch ihn chiffrierten Text *immer* eine mehrdeutige Beziehung möglich. Diese Möglichkeit hängt nicht zuletzt mit der willkürlichen, der nur durch interne Anforderungen an das Verschlüsselungssystem eingeschränkten Wahl der Regeln zusammen. Mehrere, im Blick auf die Textdaten äquivalente Verschlüsselungen sind nicht nur möglich, sondern sie lassen sich in beliebiger Anzahl erzeugen. Die Pointe liegt denn auch darin, dass sich bei ‚Geheimschriften‘ das Entschlüsseln, das Interpretieren, wie bei keinem zweiten Beispiel der Interpretation, sich so strikt als *Umkehr* der Verschlüsselung auffassen läßt.<sup>94</sup>

Es gibt *Beispiele*, die nahelegen, dass bei Zweifeln am artifiziellen Charakter der Zeichen das Interesse an der Interpretation, an der Bedeutungszuweisung schnell erlahmt. Ein solches Beispiel unter Umständen bietet das schwer zu entziffernde und zu interpretierende Voinich-Manuskript. Es hat Aufmerksamkeit gefunden nicht zuletzt aufgrund der (problemati-

---

<sup>94</sup> Zum Thema der ‚Geheimsprachen‘ in der Zeit u.a. Gerhard F. Strasser, *Lingua universalis*. Kryptologie und Theorie der Universalsprachen im 16. und 17. Jahrhundert. Wiesbaden 1988, sowie Id., Id., *Lingua realis, lingua universalis und lingua cryptologica*: Analogiebildungen bei den Universalsprachen des 16. und 17. Jahrhunderts. In: *Berichte zur Wissenschaftsgeschichte* 12 (1989), S. 203-217 auch George E. McCracken, Athanasius Kircher’s Universal Polygraphy. In: *Isis* 39 (1948), S. 215-228, ferner Nick Wilding, Publishing the Polygraphy. Manuscript, Instrument, and Print in the Work of Athanasius Kircher. In: Paula Findlen (Hg.), Athanasius Kircher. The Last Man Who Knew Everything. New York 2004, S. S. 283-296. - Die Kryptographie war offenbar ein Faszinosum für Edgar Allan Poe (1809-1849), hierzu W. K. Wimsatt, Jr., What Poe Knew About Cryptography. In: *PMLA* 58 (1943), S. 754-779; vgl. *The Gold Bug*. Zudem Paul J. Korshin, Deciphering Swift’s Code. In: Real, Hermann J. und Heinz J. Vienken (Hg.), *Proceedings of The First Münster Symposium on Jonathan Swift*. München 1985, S. 123-134.

schen) Annahme der Autorschaft des als geheimnisvoll geltenden, weil angeblich der Zeit weit vorausblickenden Roger Bacon. Ergebnislos blieben allerdings bereits die Versuche, die als sprachlich angesehenen Zeichen einer Sprache zuzuordnen. Gleichwohl ist es zu einem ernsthaften Deutungsvorschlag gekommen. William Romaine Newbold hat Teile des Manuskriptes entziffert; die dabei zu Tage gekommenen Ergebnisse galten als wissenschaftshistorische Sensation,<sup>95</sup> die selbst von renommierten Kennern der Philosophiegeschichte übernommen wurden. Newbolds Deutung läßt sich schon *allein* im Hinblick auf sein *methodisches* Vorgehen kritisieren.<sup>96</sup> Einschlägig ist diese Episode jedoch wegen des *hypothetischen* Charakters der Annahme des Vorliegens artifizierlicher sprachlicher Zeichen. Neben den als Buchstaben identifizierbaren Zeichen weist dieses Manuskript zahlreiche weitgehend unbekannte Zeichen auf, die von Newbold als sprachliche Kürzel aufgefaßt wurden. Diese ‚mikroskopisch‘ kleinen Zeichenspuren stellten sich bei näherer Betrachtung allerdings als *natürliche* Eigenschaften des Manuskripts heraus und sind vermutlich *natürliche Restspuren* sprachlicher Zeichen.<sup>97</sup> Die Entzifferung dieses Manuskripts scheint bis heute nicht gelungen zu sein, obwohl ein bekannter Meister des Entzifferns eine Lösung gefunden haben will und sie in der Form eines Anagramms kommuniziert hat. Die Geschichte ist nicht ohne Pointe, denn das Anagramm lautet: „I put no trust in anagrammatic acrostic cyphers, for they are of little real value - a waste - and may prove nothing. - Finis.“ Die Auflösung dieses Anagramms lautet:<sup>98</sup> „The Voynich MSS was an early attempt to construct an artificial or universal language of the a priori type. - Friedman.“ Die Pointe liegt darin, dass William F. Friedman bis zu sei-

---

<sup>95</sup> Vgl. William Romaine Newbold: *The Cipher of Roger Bacon*. Ed. with Foreword and Notes by Roland Grubb Kent. Philadelphia. 1928.

<sup>96</sup> Unternommen von einem zeitgenössischen Fachmann der Dechiffrierung, vgl. John Matthews Manly, *Roger Bacon and the Voynich MS*. In: *Speculum* 6 (1931), S. 345-391.

<sup>97</sup> So jedenfalls der Befund bei Manly, *Roger Bacon*, S. 353. Dort heißt es: „To me, the scattered patches of ‚shorthand signs‘ with which Professor Newbold operated seem merely the result of the caction of time on the ink of the written characters.“ Und nach weiterer Argumentation (S. 354): „The correct conclusion undoubtedly is that the ‚microscopic shorthand signs‘ have, as such, no objective existence, but are the creations of Professor Newbold’s imagination.“

<sup>98</sup> Die Auflösung dieses Anagramms findet sich erst bei Curt A. Zimansky, William F. Friedman and the Voynich Manuscript. In: *Philological Quarterly* 49 (1970), S. 433-442, hier S. 438.

nem Tod keine Ausarbeitung der Lösungsidee veröffentlicht hat.<sup>99</sup> Man muss also nicht nur der Aussage des Anagramms vertrauen, sondern auch der Entschlüsselung. Wichtiger jedoch ist, was bei diesem tiefe philosophische Weisheiten bergenden Text interpretatorische Aufmerksamkeit findet: seine ‚natürliche‘ makrophysikalische Gestalt als Rest seiner artifiziellen, die es in ihrem intendierten Zeichenbestand zu rekonstruieren gilt oder als ein aus natürlichen Spuren bestehendes Gebilde. Das freilich ist erst der Beginn der hermeneutischen Probleme einer Verknüpfung von natürlichen und artifiziellen ‚Spuren‘, deren methodologische Analyse sich weithaus komplizierter sich darstellt, als der landläufige Spuren-Diskurs erahnen lässt.

Selbstverständlich ist ein Artefakt nicht immer ein intentionaler Gegenstand im engeren Sinne und schon gar nicht ist klar, welches die jeweiligen Intentionen sind, die zu seinem Entstehen beigetragen haben. Wichtiger jedoch ist die allgemeine Frage nach der Abhängigkeit von Eigenschaften, die einem Text zugesprochen werden können, von solchen, die ihm kontextuell zukommen, führt zu noch allgemeineren. Im vorliegenden Fall ist es die, ob bei der Zuschreibung von Eigenschaften an einen Gegenstand diejenigen Eigenschaften bewahrt werden müssen, die ihm *per definitionem* zukommen (also ein artifizieller, intentionaler Gegenstand zu sein). Solange sich nicht angeben lässt, vor welchen (plausiblen) Hintergrundannahmen eine positive Antwort auf diese Frage akzeptabel ist, liegt auch keine Begründung für die Wahl einer autorintentionalen Interpretationskonzeption vor. Die Aufgabe fällt keineswegs leichter, wenn man die generelle Behauptung *eingeschränkt* auf Texte und ihre Interpretation begründen will. Texte erhalten einen intentionalen Charakter zugesprochen, indem sie in einen Kontext gestellt werden, der im Blick auf ihre *Entstehungsgeschichte* eine Verknüpfung mit ‚Intentionen‘ *erlaubt*. Doch selbst dann, wenn Texte in diesem Sinne als intentionale Artefakte aufgefaßt werden, ist noch keine Empfehlung für ein autorintentionales Interpretationskonzept gewonnen, nicht einmal eine Auszeichnung gegenüber *irgendeiner* Art

---

<sup>99</sup> Aus der Vielzahl von Forschungen zu diesem Manuskript nur Robert S. Brumbaugh, The Voynich ‚Roger Bacon‘ cipher Manuscript: Deciphered Maps of Stars. In: Journal of the Warburg and Courtauld Institutres 39 (1976), S. 139-150, auch Id., Botany and the Vonich “Roger Bacon” Manuscript Once More. In: Speculum 49 81974), S. 546-548, , Gordon Rugg, An Elegant Hoax? A Possible Solution to the Voynich Manuscript. In: Cryptologia 28 (2004), S. 31-46, sowie Id., The Mystery of the Voynich Manuscript. In: Scientific American, 21. Juni 2004, S. 104-109, Gerry Kennedy und Rob Churchill, ‚Der Voynich-Code‘. Das Buch, das niemand lesen kann. Aus dem Englischen von Hainer Kober. Berlin 2005. Zu weiteren Informationen <http://www.voynich.nu/>.

und Weise ihrer Interpretation. Der Grund ist einfach. Eine solche Klassifikation als Empfehlung aufzufassen, bietet noch nicht die Verbindung zu einer bestimmten Interpretationskonzeption, unter deren Anleitung ein Text zu interpretieren ist, sondern stellt zunächst nur die Anleitung zur *Sortierung* von Gegenständen dar - etwa als Gegenstände, die interpretationswürdig sind. Doch muß das nicht heißen, daß die zur Klassifikation dienenden Eigenschaften, die ihn etwa interpretationswürdig erscheinen lassen, immer auch interpretationsrelevant sein müssen.<sup>100</sup>

Sei dem wie ihm wolle – ich breche ab mit der Vermutung, die Sicht, dass das Textlesen ein Ablesen sei, dürfte eher Vorstellungen der Kulturtechnik des Lesens geschuldet sein, wie es oftmals in Rahmen postmoderner Lektüren in Erscheinung tritt, nicht aber beim subtilen *philologischen* Lesen.<sup>101</sup> Aber mehr noch: Keine Rede kann davon sein, dass man einer Maxime auch nur annähernd gefolgt sei, die in Übernahme eines Wortes von Frederick L. Holmes Rheinberger sich zu eigen machen möchte: »Wenn wir die wissenschaftliche Tätigkeit in ihrem Kern verstehen wollen, müssen wir uns so tief wie eben möglich auf [ihre] Forschungsverfahren einlassen.«<sup>102</sup>

---

<sup>100</sup> Vgl. L. Danneberg, Zum Autorkonstrukt und zu einem methodologischen Konzept der Autorintention. In: Fotis Jannidis et al. (Hg.), Rückkehr des Autors. Zur Erneuerung eines umstrittenen Begriffs. Tübingen 1999, S. 77–105.

<sup>101</sup> Dass es auch zu passablen Analysen kommen kann, wenn es um andere Wissensbereiche geht, zeigt Werner Kogge, Script, Code, Information: How to Differentiate Analogies in the ‚Prehistory‘ of Molecular Biology. In: History and Philosophy of Life Sciences 34 (2012), S. 603–635. Allerdings findet in der Forschung seit Jahren die Veränderungen der Nomenklaturen und der verwendeten Sprachen in den Naturwissenschaften besondere Beachtung - vgl. u.a. Maurice Crosland, Historical Studies in the Language of Chemistry. 2nd. Edition. New York 1978, Id., Lavoisier’s Achievement, More than a Chemical Revolution. In: Ambix 56 (2009), S. 93–114, zuvor bereits u.a. William A. Smeaton, The Contributions of P.-J. Macaque, T. O. Bergman and L. B. Guyton de Morveau to the Reform of Chemical Nomenclature. In: Annals of Science 10 (1954), S. 87–106, François Dagognet, Tableaux et langues de la chimie. Paris 1969, Wilda Anderson, Between the Library and the Laboratory: The Language of Chemistry in Eighteenth-Century France. Baltimore 1984, Lissa Roberts, A Word and the World. The Significance of Naming the Calorimeter. In: Isis 82 (1991), S. 198–222, Marco Beretta, The Enlightenment of Matter. The Definition of Chemistry from Agricola to Lavoisier. Canton 1993, Jonathan Simon, Authority and Authorship in the Method of Chemical Nomenclature. In: Ambix 49 (2002), S. 206–226.

<sup>102</sup> Rheinberger, Experimentalsysteme, Epistemische Dinge, S. 407.

Mit einer Frage komme ich zum Ende. Seit zwei Dutzend Jahren werden in der Philosophie der Mathematik intensiv die Sprechweisen der Mathematiker erörtert: ob sie sich in einer platonischen (realistischen) Ontologie bewegen oder die Manipulation allein von ›Zeichen‹ vollziehen. Unterschieden wurde zwischen einem *revolutionary nominalism*, der bisherige Sprechweisen in der Mathematik als mit einem Nominalismus konfligierend ersetzen will, und einem *hermeneutic nominalism*, bei dem nur – wenn man so will – das *Verständnis* verändert wird, nicht die Praxis der Mathematik.<sup>103</sup>

Mitunter sind es überaus subtile Überlegungen zu dem, was es gibt und was nicht; verstanden etwa als Unternehmen der technisch ambitionierten *ex-post*-Rekonstruktion mathematischer Sprechweisen in einer bestimmten, ontologisch unbedenklichen Sprache oder als Erklärung einer aktuellen Praxis mit der Vorstellung, über die Existenz mathematischer Entitäten ließe sich entscheiden, wenn sich feststellen lässt, dass sie in der mathematischen Praxis keine Rolle spielen, sie mithin in ihr keine epistemischen Aufgaben übernehmen.<sup>104</sup>

---

<sup>103</sup> John P. Burgess und Gideon Rosen, *A Subject With no Object: Strategies for Nominalistic Interpretation of Mathematics*. Oxford 1997; zu den Problemen auch Jason Stanley, *Hermeneutic Fictionalism*. In: *Midwest Studies in Philosophy* 25 (2001), S. 36-71, sowie Mary Leng, *Revolutionary Fictionalism: A Call to Arms*. In: *Philosophia Mathematica* 13 (2005), S. 277-293, zudem Chris Daly, *Mathematical fictionalism – no comedy of errors*. In: *Analysis* 66 (2006), S. 208-216; zur philosophischen Konzeption der mathematischen Intuition als eine Art von ‚Wahrnehmung‘ u.a. Charles Parsons, *Mathematical Intuition*. In: *Proceedings of the Aristotelian Society* NS 80 (1979/80), S. 145-168, Id., *On Some Difficulties Concerning Intuition and Intuitive Knowledge*. In: *Mind* 102 (1993), S.233-246. – Kaum mehr als metaphorisches Assoziieren bietet der Rückgriff zur Fundierung des Mathematischen auf die Kognitionswissenschaft bei George Lakoff und Rafael E. Nunez, *Where Mathematics Comes From. How the Embodied Mind Brings Mathematics Into Being*. New York 2000; zur knappen, wiewohl treffenden Kritik Bart van Kerkhove und Erik Myin, *Direct Perception in Mathematics: A Case for Epistemological Priority*. In: *Logique & Analyse* 179/180 (2002), S. 357-372, insb. S. 358-361. Zu einem älteren Problemaufweis Jean Paul Van Bendegem, *Foundations of Mathematics or Mathematical Practice: Is one Forced to Choose?* In: *Philosophica* 43 (1989), S. 197-213.

<sup>104</sup> Jody Azzouni, *Metaphysical Myths, Mathematical Practice*. New York 1994, S. 55: „Given standard mathematical practice, there seems to be *no* epistemic role for mathematical objects.“ Hierzu u.a. Mark McEvoy, *Platonism, and the ‚Epistemic Role Puzzle‘*. In: *Philosophia Mathematica* 20 (2012), S. 289-304; zur Problematik ferner Alexander Paseau, *Naturalism in Mathematics and the Authority of Philosophy*. In: *British Journal for Philosophy of Science* 56 (2005), S.



Das erste, wofür dies ein Beispiel sein soll, ist, dass es ontologisch gesehen nicht leicht ist zu klären, was es gibt,<sup>105</sup> und vor allem auch, was es *nicht* gibt. Die Verfechter des Spur-Konzepts sind in dieser Hinsicht erstaunlich unbedarft; man weiß über vieles, was es *nicht* gibt, genau Bescheid; dabei wird durchweg etwa dem epistemischen Objekt oder der Spur direkte Handlungsfähigkeit eingeräumt – *Das* also soll es geben?! Für andere ist das nur ein Beispiel für die *fallacy of misplaced agency*. Es finden sich in den vorliegenden Spur-Beiträgen kaum Ansätze von Argumentationen, und dass das nicht der Fall ist, legt die Vermutung nahe, es geht nicht um eine hypothetische deskriptive ontologische Annahme, sondern um Präskriptionen, die sagen, wie man reden *sollte*. Das einzige, was für diese Präskriptionen spricht, sind dann die Konsequenzen für die eigene wissenschaftliche Praxis, und zwar in Gestalt von Selbstbindungen, die man bei einem bestimmten Sprechen über die Dinge *fürchtet* und daher zu vermeiden sucht.

Die Philosophie der Mathematik ist aber auch noch ein Beispiel für etwas anderes. Wenn ich es richtig sehe, sind die diesbezüglichen Überlegungen von Philosophen der Mathematik ohne nennenswerten Einfluss auf den praktizierenden Mathematiker geblieben – sei es nun ein platonischer Realismus oder seien es konzeptionalistische, intuitionistische, formalistische, physikalistische, strukturalistische,<sup>106</sup> fiktionalistische, deduktivistische oder *if-then*-Auffassungen; ähnliches lässt sich beobachten für die moderne Wissenschaftstheorie hinsichtlich der Physik. Das heißt nicht, dass sich die Mathematik und die Physik in ihren Arbeitsweisen und ihrer methodischen Verfassung in den letzten hundert Jahren nicht geändert hätten; aber nicht unter Einfluss *solcher* Überlegungen. Vermutlich ist diese Autonomie nicht leicht

---

377-396, zudem Penelope Maddy, The Roots of Contemporary Platonism. In: The Journal of Symbolic Logic 54 (1989), S. 1121-1144, zudem Alan Baker, Does the Existence of Mathematical Objects make a Difference? In: Australian Journal of Philosophy 81 (2003), S. 246-264, ferner Charles S. Chihara, A Gödelian Thesis Regarding Mathematical Objects: Do they Exist? And can we Perceive them? In: The Philosophical Review 91 (1982), S. 211-227, auch Id., Constructibility and Mathematical Existence. Oxford 1990, Id., Structural Account of Mathematics. New York/-Oxford 2004, zudem Pierre Cassou-Noguès, Gödel and the 'objective existence' of mathematical objects. In: History and Philosophy of Logic 26 (2005), S. 211-228.

<sup>105</sup> Zu dieser Frage aus der reichhaltigen und kontroversen wissenschaftsphilosophischen Literatur Carlos Ulisses Moulines, Wer bestimmt, was es gibt? In: Zeitschrift für philosophische Forschung 48 (1994), S. 175-191.

<sup>106</sup> Zu sog. *modal structuralism* Stewart Shapiro, Mathematics without Numbers. Oxford 1989.



zu erklären.<sup>107</sup> Doch noch erklärungsbedürftiger erscheint mir, dass dies bei den interpretierenden Text-Wissenschaften offenbar vollkommen anders verlaufen ist: Überaus schnell haben sich unter dem Eindruck einer *Philosophie* des Spur-Konzepts Interpretationspraktiken in den deutenden Disziplinen etabliert. Mir fällt angesichts der überaus komplexen Verfasstheit jeder Praxis, insonderheit der des Interpretierens von Texten und so auch dieser vermeintlich Spuren lesenden Interpretationspraxis nur ein: denn sie wissen nicht, was sie tun (wenn sie *Spuren lesen*) – und das gilt nicht selten auch für diejenigen, die diese Praxis in den Blick nehmen und dabei zu ihr nicht mehr als Spuren erzeugen. Abraham Colorni (1544-1599) veröffentlicht 1593 in Padua ein Buch unter dem Titel *Scotografia*: Es handelt sich um eine *Dunkelschrift*, mit der Wissenschaften in verschlüsselter Weise verfasst werden können. Das Buch scheint bis in die Gegenwart gewirkt zu haben.

---

<sup>107</sup> Explizit stellt Julian C. Cole, *Creativity, Freedom and Authority: A New Perspective on the Metaphysics of Mathematics*. In: *Australasian Journal of philosophy* 87 (2009), S. 589-608, die Anforderung auf (S. 593): „We need a new metaphysical interpretation of mathematical theories, one that authenticates the prima facie ontological commitments of those theories without curtailing mathematicians’ creative freedom and authority.”